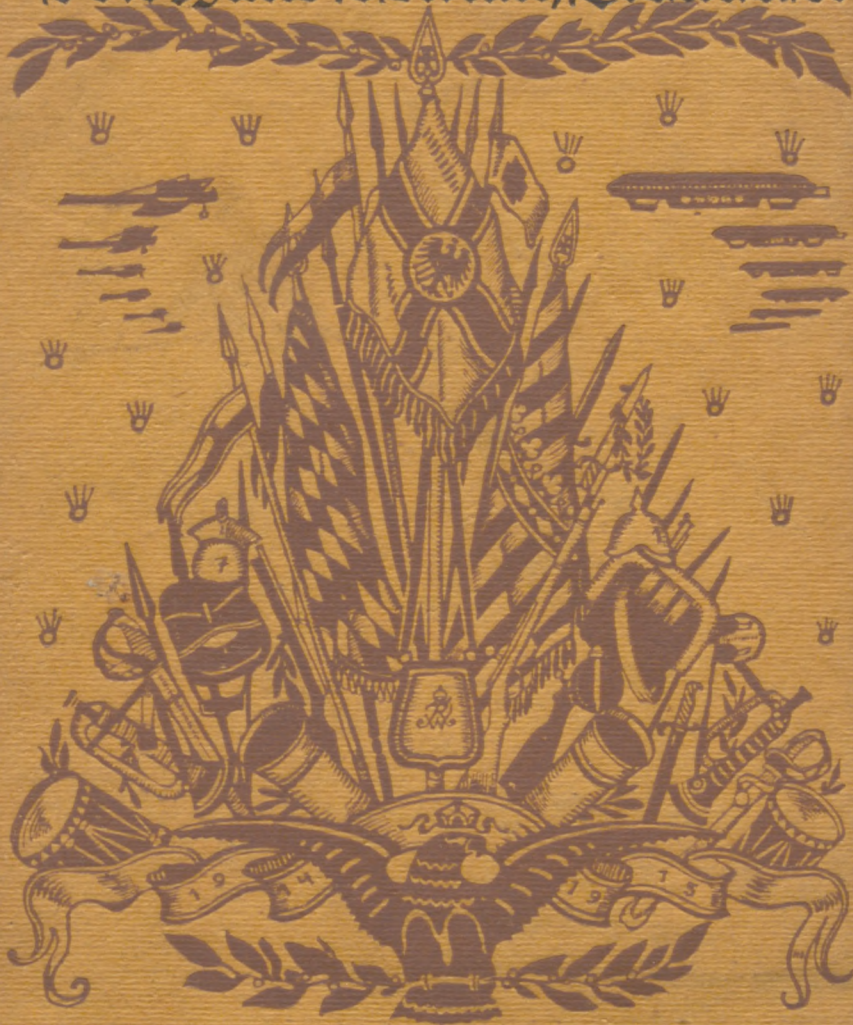


Biblioteka  
Toruń  
U. M. K.

149536

it den

Kriegs-**freiwilligen**  
über die Yser  
Von Hans Osman, Leutn. d. L.

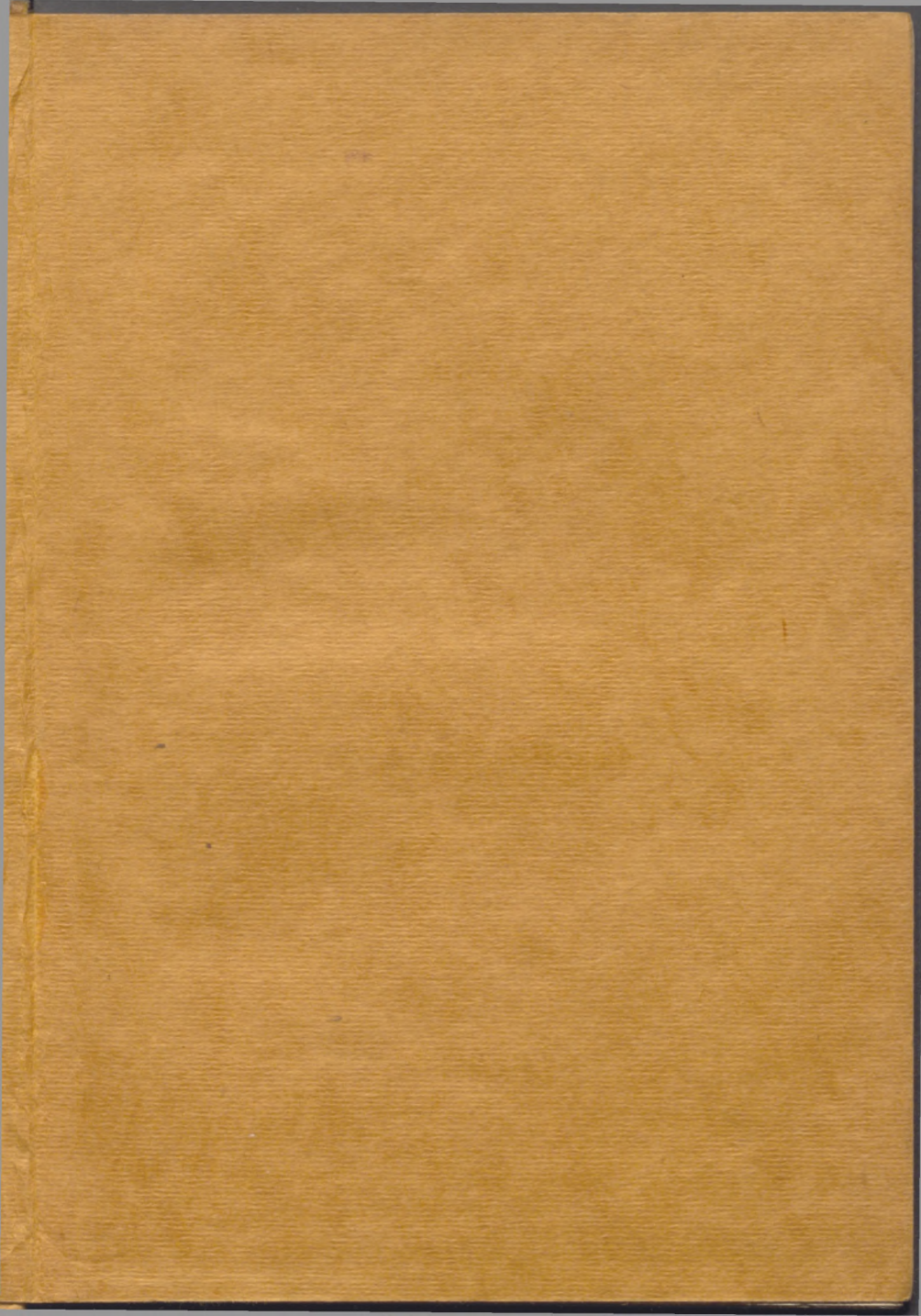


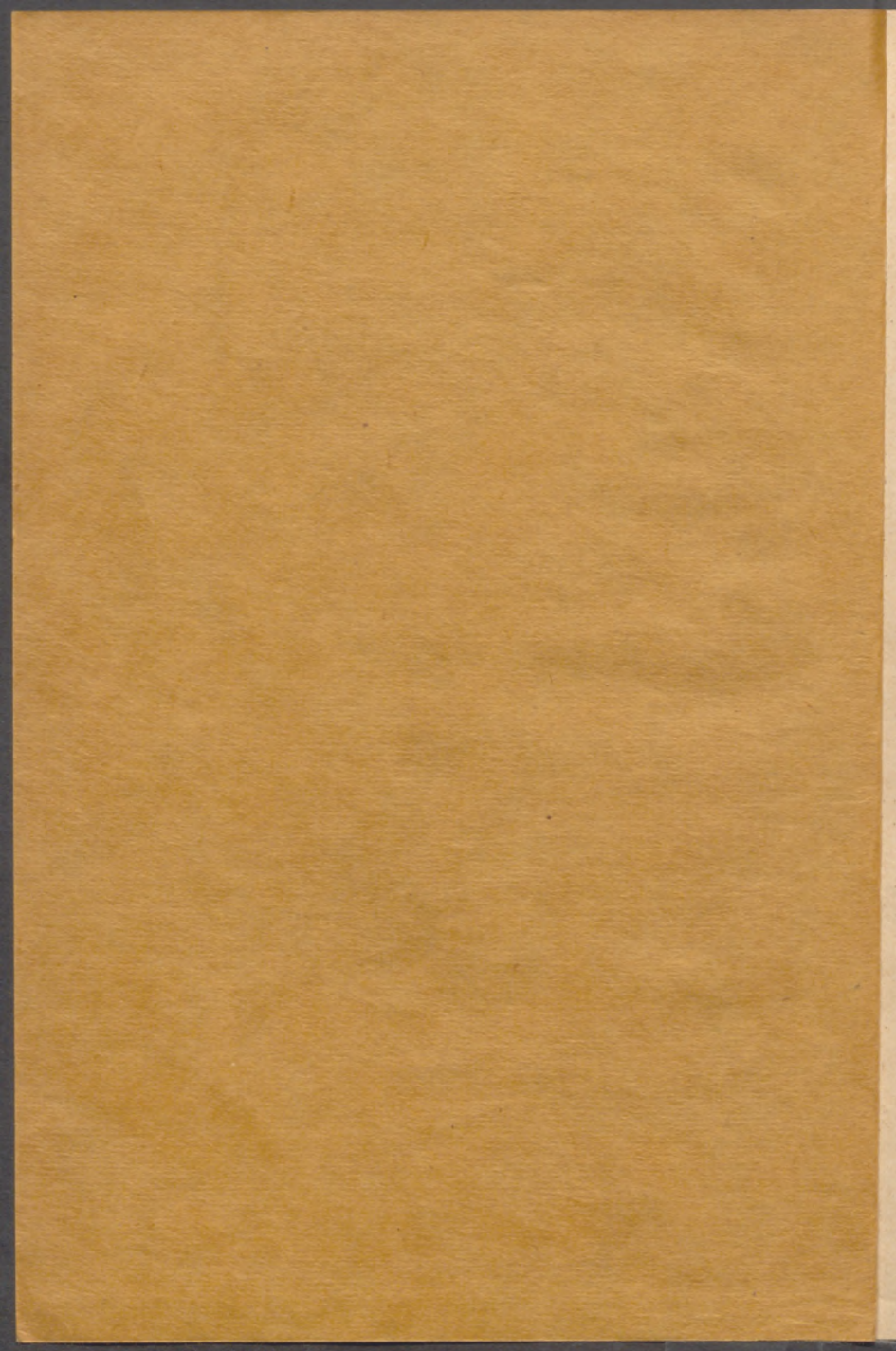
Mit den Kriegsfreiwilligen ü. d. Yser

96678

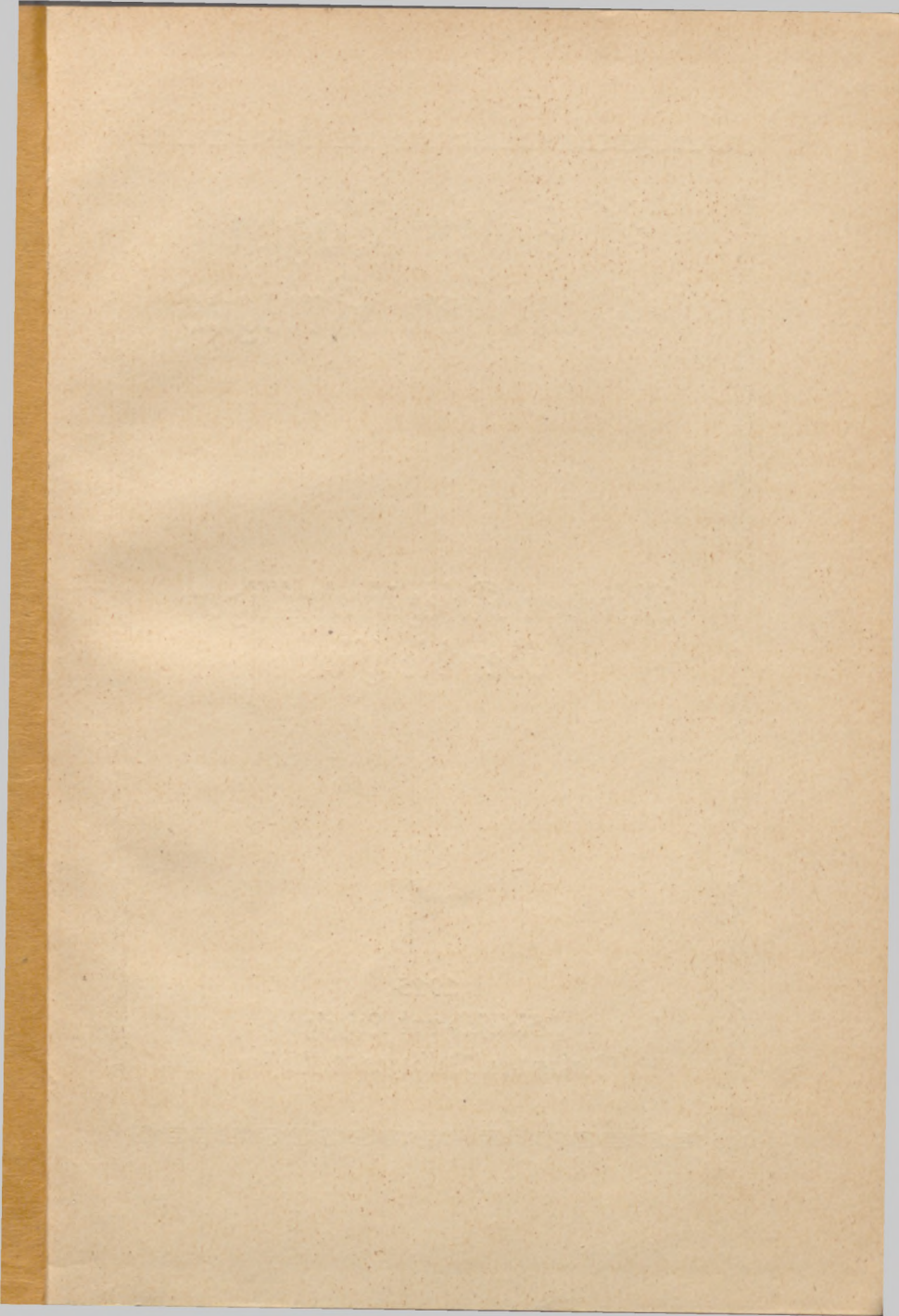
457

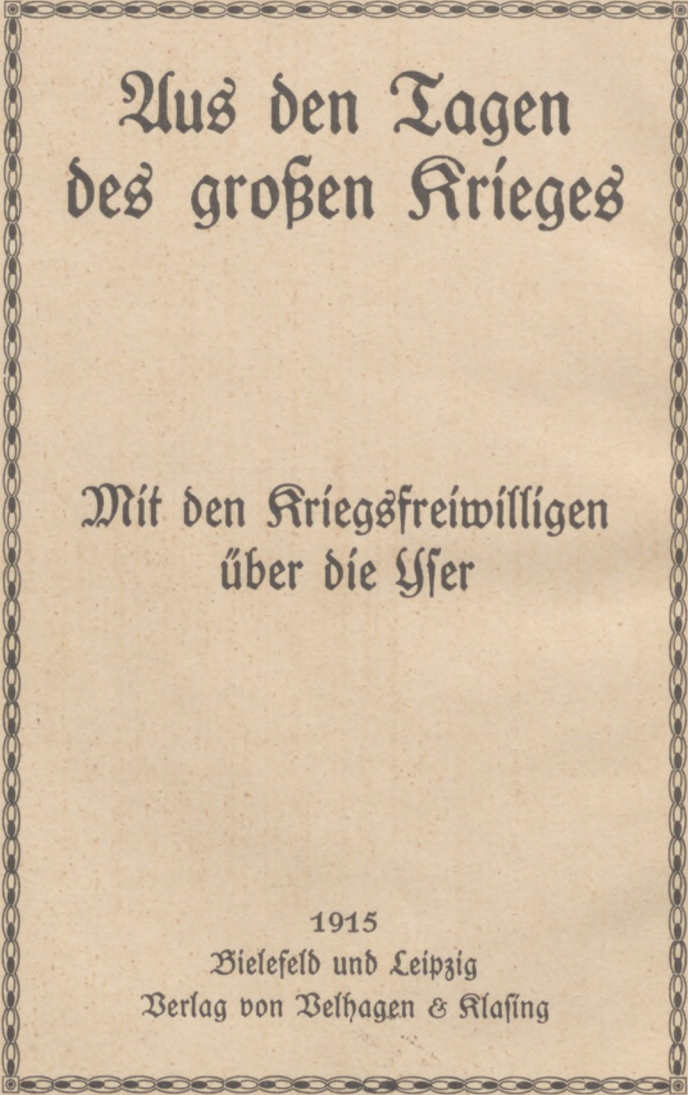












Aus den Tagen  
des großen Krieges

Mit den Kriegsfreiwilligen  
über die Yser

1915

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing



# Mit den Kriegsfreiwilligen über die Yser

Von

Hans Osman

Leutnant der Landwehr

Seminar-Präparandinnen-Anstalt  
Insterburg

Eingegangen den .....

J.,-Nr. ....

*Tit. Y. Nr. 46*



1915

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

*Tit. Ld. a. Nr. 99*

149.536

II



Bücheret  
der Hochschule  
Elbing

96678

~~M 1938 838~~





## Hinaus ins Feld! — „Kolonnenkutschler!“

„. . . Unser Kaiser hat die Sturmflagge ergriffen und läßt sie hoch über die Lande flattern. Und die deutschen Fürsten und das deutsche Volk scharen sich um ihn — der Bauer, der Bürger, der Arbeiter, der Adel — heute gibt's keinen Stammes- noch Standesunterschied. Das Wort unseres Heerherrn: ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche‘ soll den heimtückischen Feinden, die uns mitten im Frieden überfallen haben, als wir den reichen Erntesegen des Jahres in die Scheuern brachten, zur furchtbaren Erkenntnis gebracht werden, denn: ‚noch nie ist Deutschland unterlegen, wenn es einig war‘. Der Herr aber der Heerscharen über uns, der einst unsere Väter zum Siege geführt hat, wird auch heute wieder mit unseren Bannern sein, die für die gute, gerechte Sache ins Feld getragen werden. Und darum: ‚Gott mit uns!‘ . . .“

Mit zusammengebissenen Zähnen habe ich mich abgewandt, als ich diese Worte zu Ende diktiert hatte, die in unserm Blatte der Veröffentlichung der Mobilmachung folgen sollten. Das Schreibmaschinenfräulein sollte es nicht sehen, daß mir die Tränen über die Backen liefen. O, wie ich sie beneidete, die

jetzt laut und hilflos schluchzte! Sie hatte etwas dahin zu geben in dieser unvergleichlich großen Zeit. Ihr Verlobter, ein junger Tierarzt, mußte schon am zweiten Mobilmachungstage mit hinaus, der Glückliche! Und ich sollte als armseliger Krüppel abseits stehen wie ein Reiding, der es nicht wert war? Wie das fraß! Mich würgte es am Halse, als ob ich sticken müßte. Alle die schweren Tage vorher, als die Entscheidung auf des Schwertes Schneide stand, war mir das nie so zum Bewußtsein gekommen. Die maßlose Arbeit, die nervenanspannende Erregung über die gewaltigen Schicksalsfragen der Völker hatten dem eigenen kleinen Ich kein Recht gegönnt, sich irgendwie hervorzudrängen. Aber jetzt! Draußen wogte die Seele des Volkes, das sich eins fühlte, das ein einziges Ganzes war! Jeder einzelne waffenfähige Mann wußte, wann und wo er zum Heere zu treten hatte, wenn der Kaiser rief, und — der Kaiser hatte gerufen! Drüben, im Sekersaal, die härtigen Männer würden ihr Bündel schnüren und hinausziehen, und unsereins mußte daheim bleiben. Würden sie nicht den Gedanken mit hinausnehmen: „Der hat gut schreiben! Der braucht ja doch nicht mit!“

Mein Militärpaß brannte mir wie glühendes Eisen in der Tasche. „Dauernd nur garnisondienstfähig“ stand schon seit Jahren drin. O, wie habe ich's damals verwünscht, daß ich jemals in die Kolonien gegangen bin. Die frohe Zeit da draußen in Kamerun, das Herrenleben unter den Schwarzen: es war zu teuer erkaufte mit dem Preise der Wehrfähigkeit; und selbst wenn man wegen des Herzfehlers, der



in den Jahren besser geworden war, ein Auge zuge-  
gedrückt hätte: seit Jahresfrist war ich auch äußer-  
lich ein halber Krüppel. Seit ich mir bei dem Auto-  
unfall den rechten Oberschenkel schwer gebrochen hatte,  
und das Bein drei Zentimeter zu kurz geblieben war.  
Was würde es mir nützen, daß ich in der heimlichen  
Hoffnung, doch noch meine Reserveübungen nach-  
zuholen, niemals den Entschluß hatte finden können,  
mich gänzlich aus der Heeresliste streichen zu lassen?  
Ein Krüppel — ja, man würde mich vielleicht irgend-  
wie brauchen können, als — Schreiber auf einem  
Kommando! Ins Feld, da kamen die Starken,  
Geraden, die das kostbare Gut ihrer Gesundheit für  
die große Stunde gehütet hatten, und die es  
nun auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen  
durften.

Wie das wühlte und fraß!

— — — — —  
Einer nach dem andern zog hinaus! Drei Brüder  
meiner Frau standen seit dem ersten Tage im Felde.  
Der dritte, der lange Martin, der erst Ostern aus der  
Selekta ins Heer getreten war, hatte sich noch zuletzt  
von uns verabschieden können. Der große Junge, der  
trotz seiner Leutnantswürde bis dahin immer noch et-  
was vom unabgeführten Jagdhund gehabt hatte, war  
über Nacht zum fertigen Manne geworden, und ich  
mußte vor ihm die Augen niederschlagen, als er ging.  
Und der vierte, der Kadett, saß einen ganzen Nach-  
mittag bei uns und heulte wie ein Schloßhund, weil  
er vorläufig zurückgestellt war, aber dann wurde er doch  
noch eingereiht in das alte Regiment seines Vaters,

der als fast Siebzigjähriger wieder ein Bezirkskommando übernommen hatte. Ach Psui Teufel! Alles zog hinaus oder diente in Königs Rock, und ich — konnte ja Schreiber irgendwo werden!

1870 waren noch vier von meinem Namen mitgewesen. Seit Friedrich dem Großen hatten immer welche von uns unter Preußens Fahnen mitgefochten, seit unser Vorfahr, der alte Bosniack Puck, mit seinen Tovarczy unter dem großen König den ersten Stamm zu den Ulanenregimentern gebildet hatte. Und heute zog ein einziger Glücklicher mit — der wenigstens als Ulan, bei der alten Truppe, bei der auch mein Vater gestanden hatte. Drei waren in den Kolonien abgeschritten — vielleicht würden die auch zum Kämpfen kommen. — Würden die Engländer und ihre Bündlinge es wagen, im Scheine des glimmenden äthiopischen Feuers den Brand des Weltkrieges nach Afrika zu tragen? Nun, sie sollten es wagen! Die Unsern würden ihnen mit ihren Büchsen die rechte Antwort geben, die fröhlichen Batangalöwen aus Kamerun, die harten Südwesten und die heldenmütigen Ostafrikaner. Wenn man doch wenigstens mit denen Schulter an Schulter hätte kämpfen können, mit den alten Genossen von einstmal. Die hätten nicht kleinlich nach dem zu kurzen Beine gefragt, die zählten heute jede Büchse, die ihre Reihen verstärkte.

Und die großen Tage rollten mit ehernem Klange über die Welt dahin. Die Fahnen flogen auf, und die raschen Siege schienen schier zu schnell zu kommen. Rings an unsern Grenzen lohete der Haß. Und das



große, ernste Gefühl in der Heimat wuchs immer tiefer ins Volk hinein und erstickte alles andere.

Der Landsturm wurde aufgeboten.

In den Zeitungen riefen die Regimenter ihre altgedienten, noch nicht zur Fahne eingezogenen Offiziere und Unteroffiziere auf, um die ungeheure Schar von Kriegsfreitwilligen, aus denen ganz neue Truppenteile aufgestellt wurden, auszubilden und mit ihnen hinauszuziehen. Und eines Tages stand ich mit meinem Paß im Bezirkskommando, mitten in dem Gewühl der Hunderte, die sich zu den Fahnen drängten.

„Sie wollen sich zur Verfügung stellen? Gut, da hinein.“ Mir schlug das Herz zum Rasendwerden: der alte, freundliche Major hatte gar keinen Anstoß an meinem Bein genommen, vielleicht — —!

Und dann stand ich in dem kleinen Zimmer, in dem sich zehn, zwölf Männer aus allen Ständen ausoder anzogen. Der feine „Gent“ von der Lauenzenstraße, der sich mit halb beschämtem, halb befriedigtem Gesichte die seidene Kravatte knüpfte und seinem Nachbarn, einem derben Arbeiter aus den Vorfigwerken, erzählte, er sei wegen Krampfadern freige worden, und der alte, fünfzigjährige Mann, der dem jungen, ruhig lächelnden Stabsarzt seine Gesundheit anpries und hervorhob, daß er noch heute Meisterschaftschwimmer sei!

Und dann — dieses verfluchte Herzklopfen! — stand ich selbst vor dem Arzte.

„Sie sind hinter Landwehr I geschrieben, dauernd nur garnisondienstfähig — wegen eines Herzfehlers?“

So, wo haben Sie sich den nach Ihrem Dienstjahre geholt? — Ach, in den Kolonien!"

Gewonnen! Jetzt erkannte ich den Stabsarzt: ein alter Kolonialmann! Der mußte mich nehmen. Und er nahm mich! Das Herz war in Ordnung, und das Bein — Herrgott, ich war ja Feldartillerist und brauchte nicht zu marschieren.

Und dann hatte ich meinen Paß mit dem Worte „Felddienstfähig“ darin und die Anweisung, mich in Potsdam zu melden, weil mein altes Berliner Regiment augenscheinlich keinen Bedarf hatte und die in Potsdam noch welche brauchten.

---

Der Büroschreiber in Potsdam — ein dicker Wachtmeister — murrte etwas. „Offiziersaspirant — auf eigenen Antrag gestrichen wegen Auslandsaufenthalt — dann nie mehr geübt, weil nur garnisondienstfähig, und nu soll natürlich die Qualifikation wieder hergestellt werden! Das kennen wir schon!"

„Aber daran habe ich doch gar nicht gedacht! Die Hauptsache ist doch, daß man mitkommt!"

„Ach was, das kennen wir schon. Wir haben hier auch genug und brauchen keine mehr!" Und dann ließ er mich zur Seite stehen und wandte sich an einen älteren Mann in Zivil, der nach mir ins Zimmer getreten war.

„Na Heinrich, — also kommste? Achte Feldhaubitzbatterie, fein, was?"

„Ach nee, ich dachte, ich käme zur Ersatzbatterie, wo —“



„*Ich, was, immer ran an Feind, immer ran!* Mit den Haubizen kommst du eher raus als beim Ersatz. Hier haste dein Papier — nee, wirklich Heinrich, du bist nu schon eingeteilt; es geht nicht mehr, also nu los!“

Ja, und ich stand noch immer da und wartete. Wie gern wäre ich an des andern Stelle zur achten Feldhaubizbatterie gegangen; es war ja so gleichgültig, wo man unterschlüpfte, wenn man nur mithinauskam! Aber der dicke Schreiber maß mich mit ablehnendem Blicke und zuckte die Achseln. Da, Glück muß der Soldat haben! Draußen vor dem Fenster ging ein lieber Freund im feldgrauen Offiziersrock sporenkirrend vorbei.

„Ist das nicht Herr v. R.“ fragte ich mit harmloser Miene den Gestrengen.

„Ja, der bekommt bei dem neuen Regiment eine Batterie.“

„So, dann entschuldigen Herr Wachtmeister — einen Augenblick.“

Eine Viertelstunde später war ich, auf die Bürgerschaft des Offiziers, als wohlbestallter Unteroffizier bei der neuzubildenden Feldhaubizabteilung eingetragen. Und auch die letzte Klippe, die Untersuchung durch den Truppenarzt, habe ich glücklich umschiff; er fand mich felddienstfähig, denn ich machte das Bein so lang wie möglich, daß er darüber hinwegjah.

Zwei Tage später war ich als winziges Rad dem riesigen Gebilde des deutschen Heeres eingefügt.

Und dann folgten Tage harter Arbeit, um unsere Truppe aus dem Chaos des Kriegsfreiwilligentums zu einer regelrechten Truppe zu bilden. Pferde heran-

holen, Geschirre verpacken, Geschütze und Fahrzeuge verpacken und vor allem die jungen Kriegsfreiwilligen in der kurzen uns zur Verfügung stehenden Zeit aus Studenten, Gymnasiasten, Kaufleuten und Landwirten zu königlich preußischen Kanonieren machen.

Dann die Tage auf dem Truppenübungsplatz, wo wir in einem kleinen märkischen Dorfe im Bürgerquartier lagen und wo die Verheirateten sich ihre Familien für die letzte, kurze Spanne Zeit nachkommen lassen durften. Das enge Quartier — ein Zimmer und eine kleine Küche war für mich und die Meinen — Frau, drei Kinder und ein Mädchen eine unvergeßliche Sommerfrische, mitten in den Kriegsvorbereitungen eine letzte Friedensstätte. Wie stolz waren die Kinder, wenn ich morgens an unserm Hause hoch zu Roß mit den Haubitzen hinauszog und sie in ihrem Hemdchen am Fenster stehend herunterwinkten!

Meine Frau verfolgte als Soldatentochter mit verständigem Blick den Fortgang unserer Ausbildung. Sie kannte die einzelnen unter unseren Jungens, und manchmal gingen wir zusammen durch die Ställe, um die Pferde meiner beiden Wagen, des Beobachtungswagens und des ersten Vorratswagens, zu besichtigen.

Und dann hieß es Abschied nehmen. Gleich doppelten Abschied. Denn ich war, zwei Tage vor dem Ausrücken, von der mir lieb gewordenen Batterie zur leichten Munitionskolonnie verfezt worden.

Wir lagen schon in unserm engen Quartier in den bunten Bauernbetten, als es rasselnd an die Türe pochte.



„Hallo, was ist los?“ fuhr ich verschlafen in die Höhe.

„Hier ist Wachtmeister Buchmann!“ klang's von draußen. „Ich gratuliere Ihnen! Sie sind zum Offizierstellvertreter befördert und zur leichten Munitionskolonnie versetzt. Morgen früh um sechs Uhr sollen Sie sich in Sp. bei der leichten Munitionskolonnie melden!“ (Dort lag die leichte Kolonne unserer Abteilung in Bürgerquartier.)

„Herrjeh, Herr Wachtmeister, machen Sie keine Witze!“

„Nein, wirklich, Mensch, ich komme eben vom Befehlsempfang von der Abteilung. Also nun man los, sehen Sie, daß Sie einen Wagen bekommen, um rechtzeitig in Sp. sich melden zu können.“

Ich habe, glaub' ich, trotzdem ich mich über die unerwartet rasche Beförderung hätte freuen sollen, geflucht wie ein Türke. Meine schöne, liebe Batterie sollte ich verlassen, um Kolonnenkutscher zu werden! Und dazu wurde man noch mitten in der Nacht aufgestöbert! Aber was half's? Es hieß nun Packen und Abschiednehmen!

Unsere drei Blondköpfe drehten sich verschlafen herum, als ich ihnen — vielleicht zum letzten Male — über die Locken fuhr, und dann ging's hinaus in den graublen Herbstmorgen, in dem kleinen Bauernwagen, den ich für mich und meine Sabseligkeiten noch mitten in der Nacht requiriert hatte.

„Kolonnenkutscher, Kolonnenkutscher“ sangen mir die klappernden Räder in die Ohren, während es durch den märkischen Kiefernwald ging. Was war

eigentlich eine leichte Munitionskolonne? Im Frieden hatte man nie etwas davon gehört, und von 70 her wußte man nicht recht mehr davon, als daß es eine Art von Trainformation war. Beim Exerciziren im Abtheilungsverbande auf dem Truppenübungsplatze hatte man die Unmenge von Munitionswagen wohl hier und da gesehen, aber einen rechten Begriff über ihre Tätigkeit hatte man sich nicht machen können. Sie fuhr, wenn wir mit den Batterien in Stellung gingen, in Deckung. Einmal hatten die Kolonnenkutscher auch „Munitionsersatz“ markiert. Sie waren mit ihren Wagen in der Nähe einer Batterie hinter einem Hofe eingefahren und hatten dann die Munition auf einer „requirierten“ Schiebkarre an die Haubitzen gebracht.

Der Major hatte das Kriegsmäßige dieses Schiebkarrens in der Kritik lobend hervorgehoben. Der Munitionsersatz, so meinte er, sei mit das Wichtigste für die Batterien, und die Kolonne habe eine schwere Verantwortung und mit den gefährlichsten Dienst; während die Batterien in eingegrabenen Stellungen gedeckt ständen, müsse sie offen einfahren. Erstens sei sie selbst dabei dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzt, und zweitens verrate sie unter Umständen die Stellung der Batterien dem Feinde. Da würde es oft nötig sein, zu ähnlichen Mitteln wie dem Schiebkarren zu greifen; denn ein Volltreffer in einen Munitionswagen konnte eine ganze Batterie vernichten.

Wir haben das damals in unserem Batteriestolz für ein schwaches Trostpflaster auf die wunden Seelen der Kolonnenkutscher gehalten. Später lernten wir



aus eigener Erfahrung kennen, daß der Major die Wahrheit gesprochen hatte. Wie manches Mal sind unsere Wagen im dicken Feuer in die Batteriestellungen eingefahren, wie manches Mal haben wir schon unterwegs Pfeffer bekommen, daß wir glaubten, keiner käme durch. Gottlob ist es immer gut gegangen, und unsere Kerls haben nicht mit der Wimper dabei gezuckt, wenn es krachte und der schmutzige Lehm, den die feindlichen Granaten hochwarfen, uns um die Ohren flog.

Und wie manche Nacht, in der die vorne in den Batterien ruhig in ihren Unterständen schliefen, haben wir uns um die Ohren geschlagen, indem wir auf der Landstraße herumkarrten, um von der schweren Artillerie-Munitionskolonne, die weiter zurücklag, unsern Munitionsvorrat neu zu ergänzen, den die da vorne dann fröhlich hinausballerten. Da gab's keine Ruhe, wenn man wußte, vorn würde die Munition knapp! Zu andern Kolonnen sind wir betteln geritten, als unsere schwere Kolonne einmal ebenso leer war wie wir, und schließlich konnte ich doch bei Nacht und Nebel den Unsern drei Wagen mit kostbaren Granaten zur Verfügung stellen, die mir ein mitfühlender Kolonnenführer des Schwesterregiments nach stundenlangem Suchen „leihweise“ abgelassen hatte.

„Herr Major,“ meldete ich damals, „wenn ich die Munition nicht, wie ich versprochen habe, morgen zurückgeben kann, bekomme ich Schwierigkeiten. Und ich werde sie, fürchte ich, nicht zurückgeben können, denn was wir morgen bekommen sollen, werden unsere Batterien selber brauchen.“

„Gut, mein Junge, dann sagen Sie, wenn Sie aufgehängt werden, man solle einen Galgen für mich daneben bauen! Für meine Kolonne trete ich ein, denn ihr laßt mich auch nicht sitzen!“ Solcher Trost aus dem Munde des verehrten Abteilungsführers ließ einen alle Mühsal und allen oft reichlich bemessenen Arger vergessen.

Neben dem Munitionsersatz, der unsere Hauptaufgabe war, hatten wir noch den Ersatz an Pferden und Mannschaften für die Batterien zu stellen, ohne Rücksicht darauf, was aus uns würde; heißt es doch: die leichte Munitionskolonne ist verpflichtet, den Batterien nicht nur alles angeforderte Material, sondern auch Ersatz an Mannschaften und Pferden zu stellen, „selbst auf die Gefahr der eigenen Auflösung.“

„Mädchen für alles“ ist der Kolonnenkutscher, der seinen Dienst so tut, wie er ihn tun soll. Und wenn er ihn so tut, dann findet er volle Befriedigung darin, denn an ihm liegt es häufig allein, wenn die Kameraden vorn in den Batterien gefechtsfähig bleiben. Später, als wir vor Bizhote im dicken Dreck und Morast lagen, haben wir auch noch die regelmäßige Verpflegung der Abteilung mitbesorgt, wie ein rechtes Mädchen für alles; da hatten wir auch schon längst eingesehen, daß der „Kolonnenkutscher“ genau so Gefechtssoldat ist wie der „Pumper“ an seiner Haubitze und daß er ebenso ins Feuer kommt wie dieser. —

Aber damals, als ich einsam durch den Wald fuhr, um mein neues Amt als Sektionsführer in der 3.



leichten Feldhaubit<sup>z</sup>-Munitionskolonne des . . . Reserve-Feldartillerieregiments anzutreten, wußte ich das alles noch nicht. Wie gerne hätte ich auf die goldenen Ligen des Offizierstellvertreters auf den Achsellappen noch eine Zeitlang verzichtet, wenn ich bei meiner Batterie hätte bleiben können! Die liebgewonnenen Kameraden hatte man verlassen müssen, mit denen man durch die gemeinsame Arbeit der letzten, harten Wochen schon eng zusammengeschmiedet war und mit denen man sich auf die erste Feuertaufe gefreut hatte. „Kolonnenkutscher — Kolonnenkutscher!“ sang's mir in die Ohren.

Aber schließlich, war nicht Kolonnenkutscher noch immer besser, als Schreiber auf einem Kommando? Konnte ich nicht froh und dankbar sein, daß ich überhaupt noch mithinauskam? Übermorgen sollten wir verladen werden, dann ging's ins Feld wie alle die anderen, die vor uns hinausgezogen waren, und ich brauchte nicht mit heißen Augen und zusammengebissenen Zähnen hinterherzusehen.

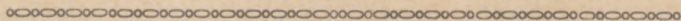
Also frisch auf!

Die einzige Sorge war, daß das Wein möglichst lange mitmachte, alles andere würde sich schon finden. Wo man hinkam, das war ja gleichgültig. Nach Osten oder nach Westen: nur möglichst bald „ran an den Feind,“ wie der dicke Schreiber in Potsdam, der heute wohl noch seinen Arger mit den zu den Fahnen drängenden Kriegsfreiwilligen hatte, sagte. Wie hieß es doch in dem Exerzierreglement für die Feldartillerie über die leichte Munitions-

kolonne? — „Selbst auf die Gefahr der eigenen Auflösung“, solange es irgend geht, wird mitgemacht!

Schließlich hat das Bein doch gestreift, und trotzdem geschickte Ärzte es im Felde aufschnitten und den überstehenden Knochen an der Bruchstelle wegmeißelten — eine Musterleistung eines Berliner Chirurgen in einem einfachen Feldlazarett — mußte ich vorläufig als Krüppel heimkehren.

Aber ich durfte doch wenigstens einen Teil der großen Zeit mitmachen, die Tage von Dirmuede, Birchote und Langemark, wo unsere jungen Kriegsfreiwilligen-Korps gegen die alten Kerntruppen des Gegners standen und sie über die Oser warfen. Und wenn ich als Kolonnenkutscher an jene Zeit zurückdenke und davon erzähle, so kann ich zwar nicht von Bajonettangriffen berichten, aber schließlich haben auch unsere Kriegsfreiwilligen ihr Teil dazu beigetragen und werden einst, ohne fürchten zu müssen, daß sie deswegen über die Achsel angesehen werden, sagen dürfen, daß sie den Feldzug bei einer leichten Munitionskolonne mitgemacht haben.





## Um Birchote — Die Kugel ist eine Närrin

Herr Baldauf war wieder mal ersichtlich schlechter Laune. Das merkte man an der lauten Art, wie er die verschiedenen Kochtöpfe, die eng aneinandergerückt auf dem schmalen belgischen Herde standen, hin- und herschob. Man konnte ihm seinen Ärger, wenn man gerecht sein wollte, nicht verübeln. Denn die Küche, in der er hier in diesem üblen Belgien für den gesamten Stab der leichten Munitionskolonne seine köstlichen Mahlzeiten zubereitete, hatte gewiß keine, auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den Prachträumen, in denen er von Hause aus gewohnt war, seine hohe Kunst auszuüben. Es war nur ein Loch;  $2\frac{1}{2}$  zu  $3\frac{1}{2}$  Meter groß mit ruß- und schmutzbedeckten Wänden, erfüllt von einem kaum durchdringlichen Dampf, der sich zur Hälfte aus Tabaksrauch, zur Hälfte aus Küchendunst zusammensetzte; die überschüssigen Bestandteile der Atmosphäre — denn nach ihrer Dichte zu schließen, besaß sie mehr als zwei Hälften — wurden von den Ausdünstungen der feuchten Uniformen und übrigen Bekleidungsstücke der Insassen gebildet. Denn außer Herrn Baldauf und mir saßen noch mindestens fünf Mann drin, das heißt, es konnten auch noch ein paar mehr sein, aber in dem Dunst und in der Engigkeit ließ sich das nicht immer genau feststellen. Aber mit Ausnahme von unserem Küchenchef waren wir alle davon überzeugt, daß es höchst gemütlich sei, so beieinander zu hocken, jedenfalls tausendmal besser, als bei dem ekelhaften

Matſch- und Regenwetter draußen herumzuführen, wo man alle Naſlang im knietiefen Schlamme ſtecken blieb. Und es konnte ja jeden Augenblick nötig werden, daß wenigſtens ein Teil von uns hinausmußte, um Munition in die Feuerſtellungen zu bringen; deſhalb empfanden wir das Gemütliche unſeres Aufenthaltes doppelt angenehm.

Von draußen, von Bigchote und Mangelaare her, klang wie alle Tage der Kanonendonner. Mal ſtärker, mal ſchwächer — aber das war ja ſo gleichgültig; man war das nun ſeit Wochen gewöhnt, und es hätte einem ordentlich gefehlt, wenn es mal ſtill geworden wäre. In den erſten Novembertagen, als wir früh ſtundenlang dicken, undurchdringlichen Nebel hatten, wurde manchmal eine ganze Weile überhaupt nicht geſchoſſen, ſo daß wir anfangs immer dachten, es wäre Waffenſtillſtand, aber wenn dann die 21-Zentimeter-Mörſer wieder ihre Zuckerhüte über unſere Köpfe nach denen von drüben wegſandten, daß es durch die Luſt rauſchte und burrte wie die wilde Jagd, und wenn als Antwort von drüben die Krakauer angeſlogen kamen und mit ihrem greulichen Krachen, das wie ein wütendes Rache klang, zerſprangen und hauſhohe Trichter von Erde und ſchwarzgelbem, ekelhaft ſtinkendem Rauche hochwarfen, dann wußten wir wieder, wie wir dran waren, und daß unſer „Idyll von Bigchote“ wohl nicht ſo bald beendet ſein würde.

Vorn in den Batterieſtänden hatten ſie ſich auch ſchon ganz häuſlich eingerichtet. Wenn nicht der tägliche Regen geweſen wäre, dann hätte man's recht wohl aushalten können, aber der Regen war wirklich



zum Verzweifeln. Der einzige Trost dabei war, daß „die drüben“ genau so naß wurden wie wir. Ob unsere Väter, die vor Meß gelegen haben und von den schweren Zeiten jener regnerischen Belagerung zu erzählen wußten, wohl mit uns getauscht hätten? Ich glaub's kaum.

Schon die Anfahrt zu den Batterieständen, in die wir tagtäglich mit Munition hinauffahren mußten, war eine üble Sache. Bis an die Achsen ging's oft in den Schlamm hinein, und wenn dann beim Anziehen einer der unglücklichen Gäule stürzte, dann dauerte es eine Ewigkeit, bis man ihn aus dem Morast wieder ausgebuddelt hatte. Und je weiter man nach vorn kam, um so ärger wurde es. Das letzte Stück bis zu den Batterien war beinahe ein völliger Sumpf. Aber was half's? Man mußte hindurch, denn die Kameraden, die im Feuer standen, brauchten Munition.

Da war die schöne Ecke am Wäldchen vor Dr. . . i, wo unsere Neunte in der gemeinen Stellung stand, wo sie ihren Hauptmann verloren hatte. Dicht hinter dem Wäldchen lag ein Hof, auf dem ein Truppenverbandplatz eingerichtet war. Dahin schossen die von drüben mit besonderer Vorliebe. Ich habe diese Beschießung des Roten Kreuzes einmal selbst genau feststellen können.

Ich hatte vom Abteilungscommandeur die traurige Pflicht übertragen bekommen, zur neunten Batterie hinüberzureiten, die etwa drei Kilometer von den anderen beiden Batterien entfernt in einer detachierten Stellung stand, und der Batterie einige Pakete mit



Liebesgaben zu überbringen, welche eigentlich für ihren zwei Tage vorher gefallenen Hauptmann bestimmt waren. Ich wußte, daß die frohen Kameraden von der Neunten in trüber Stimmung sein würden, denn sie hatten ihren frischen, alle mitreißenden Hauptmann geradezu schwärmerisch geliebt, und nun war er dahin und würde nie wieder in seiner sicheren, ruhigen Weise seine Kanoniere mit sich fortreißen, daß sie ohne mit der Wimper zu zucken durchs dichteste Feuer gingen. Gerade die letzte Fahrt war noch so besonders lustig und schön gewesen!

Rasselnd geht die Batterie im heftigen Granatfeuer vor. In dem Wäldchen, durch das sie muß, um in ihre Stellung zu gelangen, schlagen die 15-Zentimeter-Granaten der englischen schweren Artillerie heulend ein und werfen mit wütendem Krachen haushohe Trichter von Erde und Rauch in die Luft. Schnaubend und schnarchend legen sich die Pferde in die Laue, die Kanoniere fassen in die Kadspeichen, um in dem schweren, durchweichten Boden die Geschütze vorm Steckenbleiben zu bewahren. Denn wenn eine der Haubizen hier einmal festsetzt, dann saugt sich der fette Lehm immer fester um Speiche und Kadreifen, als wolle er sie nie wieder freilassen. Endlich sind wir durch das Wäldchen, und nun geht's durch eine kleine Talschlenke, die von einem Graben durchschnitten ist. Die Pioniere haben mitten im ärgsten Feuer eine feste Brücke darüber gebaut, schmunzelnd sehen sie zu, wie die Haubizen über die schmutzigen Bohlen poltern und rasseln. Was kümmert es sie, daß die Granaten rechts und links in den Wiesengrund



einschlagen? Ihre eiserne Ruhe verläßt sie nicht; höchstens daß einer schimpft, wenn ihm der Dreck zu sehr um die Ohren fliegt.

„Gebt's denen da vorn nur tüchtig, Jungens!“ rufen sie den vorbeifahrenden Artilleristen zu. „Die Bande aßt wieder mal mit ihrer Munition, daß es zum Teufelholen ist!“

Unsere Pioniere! Ja, wenn wir die nicht gehabt hätten, wo wären wir dann heute! Es ist, als ob der Geist des Pioniers Klink in jedem einzelnen der ruhig und bedächtig im ärgsten Feuer ihrer Arbeit nachgehenden Wackeren lebte.

Jetzt kommen wir jenseits des Grabens an einem kleinen Gehöft vorbei. Drüben, nur wenige Hundert Meter vorwärts liegt unsere Infanterie dicht am Feinde, der noch immer nicht aus den letzten Häusern dieses verfluchten Bizchote weichen will. Das Infanteriefeuer knattert und brodelt — als würden Erbsen gekocht, wie unsere Kerls sagen. Singend wie merkwürdig zwitschernde kleine Vögel fliegen die Flintenkugeln durch die Luft. „Singg — singg —“ ganz dicht glaubst du sie zu hören — da, die war am Ohr — die dicht hinten am Genick — und die — und die — und die! Sie kommen geflogen und fliegen vorüber, summend und singend wie geschäftige kleine Immen, die eilig ihrer Arbeit nachgehen. Honig wollen sie saugen, schönen, frischen, roten Honig, der nicht auf der blühenden Heide wuchs.

„Singg — singg —“ du hörst sie alle, alle, die da fliegen, lernst ihre Sprache, verstehst sie! Die eine singt ein frohes, kampfstolzes hohes Lied des Sieges

von einem Jüngling, der mit heißem Herzen ins Feld zog, mit einem Herzen, das überquoll von dem großen heiligen Gefühl für seinen Kaiser und für sein Vaterland. Die andere wieder singt ernst und feierlich von einem pflichtbewußten Manne, der verantwortungsvoll auf schwerem Posten ausharrt, und die da -- klingt aus ihrem Liede nicht das Weinen vaterloser Waisen? Und jetzt die, die so dumpf surrt, wie ein burrender Käfer, der kreuz und quer durch die Luft fliegt, hörst du sie, wie sie erzählt von einem Leben, das einst gerade anfing und dann doch krumm wurde, bis der große furchtbare und doch so herrliche Krieg kam und es mit eiserner Faust wieder zurückzwang in die alte Bahn, die es nun vollenden soll mit demselben Ziele wie alle die tausend und abertausend anderen Leben, die stets gerade und richtig gingen? Sie alle hörst du singen, die kleinen, spitzen Immen, und nur die eine hörst du nicht, die eine, die zu dir selber kommt und an deine Brust pickt, Einlaß fordernd, um bei dir selbst den roten Honig zu saugen! Die eine, die vielleicht heute noch kommt, vielleicht auch erst morgen, wie Gott will.

---

Aber jede Kugel, die trifft ja nicht. Und je näher ran an den Feind, desto sicherer wird's. Die da drüben in ihren Gräben sind ja so feig, daß sie sich nicht wagen, die Blässe über die Deckung zu heben. Aus sicherem Versteck schießen sie ins Gelag hinein in die Höhe, daß ihre Geschosse weit, weit ins Land hinein fliegen müssen, um sich ihr Ziel hinten zu suchen. Wohl singt's und pfeift's über den kleinen Hof, durch



den jetzt die Haubizen hindurchrattern, als sollte kein einziger lebend davonkommen. Und doch wird auch nicht ein Mann noch ein Pferd nur geritzt! Jetzt geht's scharf links um an einem niedrigen Feldrain entlang, und dann — die letzte Haubize ist, nicht allzuweit vom Gehöfte eben an einer rundlichen Strohmiete angelangt, — hebt sich der junge, frische Hauptmann im Sattel.

„Batterie zum Feuern — haalt! Nach rechts — proßt ab!“

Herunter spritzen die Kanoniere von Proze und Lafette, herum fliegen die schweren Haubizen, hastig wird aus der Proze ein Munitionskorb herausgerissen, damit für die ersten Augenblicke was zum Schießen da sei, und dann fahren die Prozen klappernd zurück in die Deckung, während die Munitionswagen polternd neben die Geschütze rücken. Und nun: heraus Spaten und Pickart und hineingebuddelt in die Erde wie die Maulwürfe! Denn die Stellung ist verflucht kahl und offen, und das Infanteriefeuer setzt darüber hinweg wie Hagelwetter. Etwa 150 Meter hinter den Haubizen steht eine Batterie Feldkanonen, die wie wahnsinnig über die Waffengenossen wegfunkt, um sie beim Eingraben zu unterstützen; rechts von dem kleinen Hofe stehen wieder Feldkanonen von unserer ersten Abteilung — auch sie feuern, was aus den Rohren herausgeht — hei, was ist das für ein Höllkonzert! Und die Paukenschläge darin sind die Aufschläge der schweren Granaten des Feindes, die rechts und links, vorwärts und rückwärts mit ihrem wütenden „Racha — Racha — Racha — Racha!“ krepieren.

Der junge Hauptmann B. lacht übers ganze Gesicht. In Frankreich hat er sich schon das Kreuz geholt, als es die neunte Haubitzbatterie, die er jetzt führt, noch gar nicht gab, aber wahrhaftig, die Bengels benehmen sich just so schneidig und ruhig im dicken Feuer wie die altgedienten Soldaten, mit denen er damals bei Lagarde den frohen, heißen Waffentanz mitgemacht hat! Und hier geht's doch noch hilder zu als da — besonders dieses wütende Infanteriefeuer, gegen das man eigentlich keine rechte Deckung findet, denn — „die Kugel ist eine Närrin, nur das Bajonett ist weise!“

Und nun vor in den Beobachtungsstand, damit man möglichst bald denen da drüben zeigen kann, daß die gefürchteten Feldhaubitzen da sind, die ganz andere Späße machen können als die Kanonen. Vorn, bei der Infanterie im Schützengraben sieht man am besten, was los ist, oder noch besser hinter der Strohmiete, die noch eine Ecke weiter vor den Graben liegt. Wie er mit raschen, federnden Schritten über den Acker eilt, der junge Führer, sehen ihm seine Kanoniere mit heißer Freude und stillem Neide nach. Keiner kann's wie er, und jeder möchte es ihm nachtun. Jetzt ist er in der Dämmerung des hereinbrechenden Abends verschwunden. Lange wird's nicht mehr dauern, dann kommt durch die Quasselstrippe der Befehl zur Feuereröffnung! Im Befehlsstande der Batterie wartet alles mit Spannung auf den Augenblick, wo der Rufer zu quarren anfängt

Da: „Terrr — terrr — terrr!“

„Jawohl — hier neunte Batterie!“



Herr Gott — was ist das? Der Telephonist reißt den Mund auf, als könne er so besser hören — was ist das für eine Meldung, die das sonst so vergnügte Jungensgesicht des lustigen Korpsstudenten auf einmal in Wut verzerrt?

Und dann kommt's stoßend, heiser heraus:

„Unser Hauptmann ist eben gefallen —.“

Lachend ist er noch von der vordersten Strohmiete zurückgekommen und hat zu seinem Batterietrupp gesagt: „Nee, wir wollen mal lieber hier im Schützengraben unsern Stand behalten, da vorne puzen sie uns einen nach dem andern weg, es hat also keinen Zweck — da — seht Ihr, mich haben sie auch in die Schulter gesch — —“, und dann hat er den Kopf hinten über geworfen und ist zu Boden gestürzt wie ein gefälltter Baum. Die Kugel, die Närrin, hat ihm die Halsschlagader zerrissen, und das heiße, rote Blut ist hinausgeströmt und hat das frische, frohe Leben mit weggeschwemmt. — — —

Und die Neunte trauerte um ihren Hauptmann.

Wir saßen im Befehlsstande und dachten seiner, als ich die Pakete, die für ihn bestimmt waren, bei der Batterie abliefern. Und der lange Gucke, der Feldwebelleutnant, der die Batterie von Anfang an kannte und eigentlich die Seele des Unternehmens war, sah mit seinem hageren, schmutzigen Gesicht — sie hatten sich schon seit Tagen nicht mehr waschen können — trübsinnig vor sich hin.

„Die Hauptsache ist, daß wir jetzt von euch tüchtig Munition bekommen, damit wir den Hundten da vorne

einheizen können. Unser guter, lieber Hauptmann! Es ist doch eine Schweinerei — kein einziger ist gestern abend da vorne getroffen worden als er! Die Kerls schießen doch sonst meistens zu hoch. Und es war schon dunkel. Also gezielt haben sie nicht auf ihn. Zufallstreffer!“ Ja, ja, mein Lieber: „Die Kugel ist eine Närrin, nur das Bajonett ist weise!“

Und doch war es gut, daß die Kugel eine Närrin ist! Das empfanden mein Trompeter und ich, als wir von der Batterie zurückritten, denn da flogen uns die Kugeln so dicht um die Köpfe, daß es geradezu närrisch war, wie wir durchkamen. „Ne hübsche Ecke, was?“ riefen uns die Pioniere zu, die jetzt in dem kleinen Wäldchen, durch das wir hindurch mußten, einen Knüppeldamm bauten. „Bei den Jägern da vorne, im vordersten Graben ist's, weiß Gott, gemüthlicher als hier!“

Was — die Jäger lagen da vorn? Ja, dann war gewiß Freund Sch. mit seinen Feldküchen auch nicht weit, und richtig, gleich hinter dem Wäldchen, in dem Gehöft, wo der Truppenverbandplatz war, trieben sich ja auch ein paar Graugrüne herum! Also hin und dem alten Bekannten aus Kamerun einen Morgenbesuch gemacht.

In dem Hofe sieht's bunt aus. Sanitätswagen und Feldküchen, Krankenträger — alles wimmelt durcheinander. Und siehe da, gleich in dem großen, geräumigen Zimmer des Wohnhauses sitzt behaglich am runden Tische der Leutnant Sch., den nie etwas aus seiner Ruhe bringt und der wie eine Mutter dafür



sorgt, daß unsere famosen Jäger stets etwas Gutes in ihren Schützengraben bekommen.

Wo Rauch ist, da ist auch Feuer, und wo Feuer im Herde ist, da wird meistens auch was Gutes gekocht, besonders wenn ein alter, erfahrener Afrikaner, wie der Doktor Sch. einer ist, in der Nähe sitzt. Und so dauert's auch heute gar nicht lange, bis eine lecker duftende Kalbsleber mit Bratkartoffeln vor uns auf dem Tische steht. Aber noch angenehmer als die Speisen duucht mir der bernsteinfarbige, weiße Burgunder, den uns einer der Jäger in die Gläser gießt.

Der lange Mecklenburger, der mit seinem Herzog Adolf Friedrich Afrika mehrmals durchquert hat, sieht mir schmunzelnd zu, als ich mit Andacht den Wein koste.

„Ein wackrer Tropfen — was? Ich kann doch meinen Jägern da vorne nichts Schlechtes zu trinken geben. Den haben wir in Gent geliefert bekommen — einen Kampf hat's ja gekostet, bis ich ihn von der Etappe erbettelte, aber schließlich — was brauchen denn die da hinten immer das Beste zu trinken! Unseren kann's täglich erwischen, und da soll man uns doch wenigstens etwas Gutes gönnen!“

Als Bekräftigung dieser letzten Feststellung klang über dem Hofe wieder das wohlbekannte „Bau, Bau, Bau, Bau“ einer Lage Schrapnells. Das Wasser in dem trüben Tümpel vor unserm Fenster spritzte hoch auf — aber die Leute draußen kümmerten sich kaum noch darum.

„'s ist eine windige Gegend hier,“ meinte mein Wirt, „aber was soll man machen? Wo anders wird

auch geschossen, und ich muß mit meiner Gulaschbatterie doch immer dicht beim Bataillon sein. Wir fahren abends bis dicht an Bixhote heran und tragen dann das Essen das letzte Stückchen bis vor in den Graben, dann bekommen die Jungen wenigstens ihr Essen warm. Nur die armen Kerle, die Verwundeten, die hier mit im Hause liegen, können einem leid tun. Geht hier mal ein Volltreffer ins Haus, dann wird's schwer halten, sie alle herauszubekommen. Und die schwere Artillerie von drüben schießt eigentlich fortwährend um uns herum. Es ist ein wahres Wunder, daß sie uns noch nicht erwischt hat. Ich muß doch zugehen, so ein frischer, fröhlicher Buschrieg in Afrika ist mir lieber als dieses ewige Stillsitzen und Warten hier."

Draußen heulte und krachte es. Ringsum schlugen wieder einmal ein paar Krakauer ein, und dann trugen sie auf Bahren zwei verhüllte Gestalten über den Hof. Zwei Sanitätsoldaten waren, gerade als sie einen Wagen mit Verwundeten heranzuführen wollten, von Granatsplittern getroffen worden, und es war vorüber mit ihnen; die Verwundeten, die ihnen anvertraut waren, hatte es wunderbarerweise verschont, aber das Rote Kreuz hatte die hilfsbereiten Krankenträger nicht schützen können.

Als ich mit meinem Trompeter zur Abteilung zurückritt, sagte er mit vorwurfsvollem Blicke:

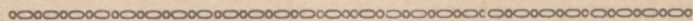
„Herr Wachtmeister, wenn's uns alle auf diesem üblen Hofe erwischt hätte, dann hätten Herr Wachtmeister doch wenigstens noch ein gutes Frühstück gehabt. Na, ich denke, Baldauf wird auch was Ordentliches für uns zurechthalten, wenn wir zurückkommen!"



Reumütig theilte ich mit dem vernachlässigten Musikus die Zigarren, die mir der gastliche Jäger auf den Weg mitgegeben hatte. Eine volle Kiste allerdings, die ich noch als Extrageschenk aus den reichen Liebesgabenvorräten der Jäger mitbekommen hatte, durfte nicht angebrochen werden, denn die sollte der Abteilungsstab bekommen, bei dem wieder mal große Rauchknappheit herrschte.

Alle die kleinen Sorgen und Erfordernisse des täglichen Lebens helfen einem oft über die trüben Stimmungen hinweg. Vor knapp einer halben Stunde hatten wir noch bei der trauernden, verwaisten Batterie gegessen — eben hatten wir die beiden, bei ihrem Liebeswerk gefallenen Krankenträger an uns vorbeitrugen sehen, und jetzt freuten wir uns schon wieder, daß wir den Kameraden ein Beutestück — die Zigarrenkiste — mitbringen konnten.

Es war gewiß keine Gefühlsroheit, die einen so gleichgültig werden ließ. Wohl eher das Bewußtsein, daß man noch heute oder morgen ebenso still und stumm daliegen konnte wie der andere, den es jetzt getroffen hatte. Und solange man das Leben vom lieben Gott geliehen bekam, hieß es aushalten, seine Pflicht tun und denen, für die man zu sorgen hatte, das Dasein nach Möglichkeit erleichtern. Denn die alte Weisheit, daß ein fatter und ausgeruhter Soldat sich besser schlägt als ein hungriger und müder, hat sich wohl in keinem Feldzuge so bewährt, wie gerade in unserem großen Kriege.



## Unser Stabsquartier — Herr Baldauf und seine Kameraden

So hatten wir uns denn auch, als wir in dem traurigen Lehmsumpfe bei Vixhote lagen, so gut wie es irgend ging, eingerichtet, wenn wir auch den „Komfort“, den man manchmal in Abbildungen von Unterständen auf dem französischen Kriegsschauplatze findet, nicht kennen gelernt haben. Aber ganz gemütlich war's bei uns auch.

Unser Stabsquartier bestand außer der Küche noch aus zwei Zimmern, einem sehr kalten Loch mit verklebten Fenstern, in dem der Oberleutnant und Kolonnenführer K. schlief und wo unsere Koffer standen, und einem mittelfalten Loch, der „kalten Pracht“, wo wir eigentlich wohnten. Diese kalte Pracht hatten wir mit einem fabelhaften Prunk eingerichtet. An der einen Wand hing der belgische Regulator mit der vierundzwanzigstündigen Zeiteinteilung, der die Beschießung des Gehöftes wunderbar überdauert hatte und die Zeiten noch so getreulich angab wie damals, als die große Scheune bis auf die Mauern niederbrannte, der Nordgiebel des Wohngebäudes durch einen Volltreffer gänzlich abgedeckt wurde und der querstehende, kleinere Stall zur Hälfte zer schlagen wurde. Wenn später einmal die eigentlichen Besitzer wieder in den Hof zurückkehren sollten, wird dieser Regulator gewiß noch genau so gut gehen, aber das ist, außer ein paar Bettstellen und ein paar wackligen Tischen und Stühlen, auch das einzige, was sie an



Inneneinrichtung noch vorfinden werden, das übrige hat der Krieg verzehrt. Halt — den Sekretär habe ich vergessen, der in der kalten Pracht stand, und die warme Strohmatten auf der Erde, die wir unsern Teppich nannten und die die kalte Pracht eigentlich erst gemütlich machte, trotzdem sie schon arg zertreten und schmutzig war und wohl ursprünglich eher zum Zudecken von Frühbeeten gedient hatte. Aber wir waren doch stolz auf unsere „Offiziersspeiseanstalt“, und wenn wir alle drei, das heißt der Oberleutnant, der dicke O., der die eine Sektion führte, und ich zusammen darin saßen und rauchten, dann wurde es sogar warm. Das heißt, eigentlich mußten wir dazu noch die Tür zur Küche aufsperrn, aber dann zog der ganze Qualm und Dunst sehr schnell zu uns herein, den Baldauf mit seinem Herde und die Meldereiter und Burschen mit ihren Rauchwerkzeugen und Uniformen verbreiteten. Wenn ich aber allein war, — und seit mein krüppelhaftes Bein so schlimm geworden war, daß ich nicht mehr aufs Pferd steigen konnte, sondern nur noch als „Hofinspektor“ bei der Kolonne blieb, weil ich mich dagegen sträubte, nach Hause zu gehen, war ich sehr viel allein, — dann zog ich es vor, in der Küche bei den Meldereitern zu sitzen und von „alten“ Zeiten zu reden, als ich noch selbst die Kolonne führte, und wir allmählich aus Kriegsfreiwilligen zu richtigen Kriegssoldaten wurden. Denn in der Küche war es wärmer, und die Kameradschaft, die uns alle zusammengeschnietet hatte, wärmte einen auch von innen wieder ordentlich auf.

Was waren's auch für nette Kerle geworden, die „kriegsfreiwilligen Kanoniere“, mit denen wir im Oktober in Belgien einrückten, und die einen damals mit ihrer Auffassung vom inneren Dienste oft zur Verzweiflung brachten! Sie hatten geglaubt, sie wären nur Herrenmensch-Soldaten, die ins Feld zögen, um dauernd Schlachten zu schlagen und mit Anstand sich totschießen zu lassen, wenn's nötig wäre, aber an die Mühseligkeiten, die das Soldatsspielen mit sich bringt, an Pferdepußen und Pferdepflegen, an Sacheninstandhalten — kurz an all die so wichtigen Notwendigkeiten des inneren Dienstes hatten die Studenten und Bauingenieure, die Regierungsreferendare und Doctores Philosophiae wohl nur herzlich wenig gedacht. Vielleicht auch nicht daran, daß die Kriegskameradschaft den Zweibändermann der vornehmsten Korps des hohen Köfener S. C. mit dem einfachen Arbeiter aus der Fabrik auf eine Strohschütte bettet und sie beide auf du und du stellt. Aber wenn solche Gedanken möglicherweise noch in der Garnison gelebt hatten — die ersten feindlichen Granaten haben sie gründlich totgeschlagen, so tot, daß sie wie gänzlich ausgelöscht und verschwunden waren.

Das merkte man so recht, wenn man tagtäglich mit dem engeren Kreise in Verbindung stand, den unser kleiner Kolonnenstab bildete. Die fünf Melbereiter, unsere vier Burschen und Herr Baldauf waren ein unzertrennliches Ganzes, das man sich ohne den einen oder den anderen gar nicht vorstellen konnte, und stammten doch aus allen Kreisen unseres Volkes.



Da war zunächst Herr Baldauf, der Küchenchef. Aus Stockholm, wo er in einem „erstklassigen Hause“ Bratenkoch gewesen war, war er am vierten Mobilmachungstage herbeigeeilt, um statt mit dem Bratenmesser mit der Lanze zu fechten. Aber bei der Gardekavallerie, wo er sich zuerst gemeldet hatte, war schon alles überfüllt; schließlich kam er bei der Gardefeldartillerie noch unter und wurde im Rekrutendepot als Fahrer ausgebildet. Aber auch hier gab's eine Enttäuschung: er und alle seine Kameraden, die später mit uns ins Feld zogen, mußten auf die stolzen Gardelitzen verzichten und kamen in unser einfaches Linienreservefeldartillerieregiment. Als einzige Erinnerung an entschwundene Herrlichkeit behielt unsere Haubitzenabteilung, die von der Gardeartillerie aufgestellt worden war, den Gardestern am Helm, daher uns die beiden Kanonenabteilungen, die aus der Linie hervorgegangen waren, im Scherze „die Garde“ nannten. Aber, ob Garde oder ob Linie, das war ja alles eins, so trösteten wir uns; die Hauptsache war doch das „ran an den Feind“, um deswillen Herr Baldauf und wir alle den feldgrauen Rock gegen unsere mehr oder weniger eleganten Bürgerkleider vertauscht hatten. Herr Baldauf erlebte aber noch mehr Enttäuschungen, denn statt „ran an den Feind“, brachte ihn der Krieg wieder an den Herd!

Es war auf dem Marsche durch Belgien. Wir wurden in Brüssel ausgeladen, und diejenigen in der Kolonne, die immer das Gerücht hochgehalten hatten, unser Korps würde als „Besatzungsarmee für Brüs-

sel“ verwandt werden, triumphierten bereits. Aber lange dauerte dieser Triumph nicht, denn kaum stand die lange Reihe unserer Wagen auf der Chaussee an dem kahlen Güterbahnhof marschbereit, als es auch schon hieß: „Die Kolonne folgt den bereits vormarschirten Batterien in einem längeren Nachtmarsche“. Zur Ehre unserer Kriegsfreiwilligen kann ich feststellen, daß dieser Befehl allgemeinen Jubel auslöste.

Ich hatte zufällig meinen Schwager auf dem Bahnhofe getroffen, der als Leutnant bei den Eisenbahnern das Kommando dort führte. Der lange Martin, der, erst seit Ostern Offizier, jetzt schon ein verwitterter Kriegsmann war, fiel beinahe auf den Rücken, als er mich mitten unter dem geschäftigen Gefribbel, das beim Ausladen unserer Wagen unumgänglich war, entdeckte.

„Mensch, wie bist du denn mit deiner lahmen Hinterpfote noch mitgekommen?“ war seine Begrüßung, und dann setzten wir uns auf eine Probe, aßen die köstlichen Brüsseler Trauben, die uns recht liebedlich aussehende Belgierinnen verkauften, und ich erzählte ihm, während ich meine Gilde ab und zu durch mahnende Zurufe zur Eile anfeuerte, wie ich mich durch die Stylla und Charybdis der Medizinerleute auf dem Bezirkskommando und dem Abteilungsbüro hindurch in die Truppe hineingeschmuggelt hatte.

„Wird’s denn gehen?“ fragte er teilnahmsvoll, „und was sagte denn Lotte?“

„Ach was, zu gehen brauche ich ja nicht, — und Lotte, — na, sie hat natürlich geheult, aber wo Ihr alle draußen seid, fand sie es schließlich ganz selbst-



verständlich. Sieh mal, zu Hause rumhocken, während alle anderen draußen sind, ist doch nicht. Na, und so lange, wie's geht, versuch' ich's eben."

Damit war der Lange sehr einverstanden und gab mir noch einige gute Ratschläge auf Grund seiner bereits zehnwöchigen Kriegserfahrung. Er hatte schon Namur und Löwen hinter sich, und ich sah den Jungen, den ich noch als Kösliner Schnappsack gekannt habe, mit der Hochachtung des Grünen an.

"Ihr werdet wohl nach Gent kommen," meinte er, "wenn die Bande nicht von dort aus schon wieder weiter gelaufen ist."

"Hört ihr, Jungens," rief ich meinen Kriegsfreiwilligen zu, "nach Gent geht's, vielleicht kommen wir da mit Engländern zusammen."

"Hong tü tio", schrie einer der Fahrer, der gerade nahebei seine Vorderpferde vor die Mittelpferde eines Wagens legte, "Herr Wachtmeister, das wär' aber ä Spaß! Nu, da tät ich mich aber freuen, diese Herrgottssakramenter zu einem schönen Ragout fäng zu verarbeiten!"

"Baldauf bleibt immer Fachmann! Mit was für Lunte richtest du denn das Ragout an?" fragte spöttisch der Stangenreiter, Krause-Belzig, der sich später einmal als Großagrarier niederlassen will, aber vorläufig seine landwirtschaftlichen Kenntnisse als ehrbarer Stangenreiter des siebzehnten Munitionswagens in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte. Eigentlich war er zum Meldereiter bestimmt, aber weil der Stangenreiter durchgeritten war und auf der Proze mitfahren mußte, hatte er die Stange bekommen und

machte seine Sache für einen achtwöchigen Rekruten ganz famos.

„Natürlich mit Sauce à la Brabant!“ war die schlagfertige Antwort.

„Du,“ meinte da mein Schwager, „der Kerl scheint ein gelernter Koch zu sein. Da hast du Schwein, wenn du so einen bei der Kolonne hast! Denn, was die Burschen zusammenbrauen, ist meistens ein doller Fraß.“

An diese bedeutungsvollen Worte des erfahrenen Kriegsmannes mußte ich die nächsten Tage lebhaft denken. Wir zogen in starken Märschen durchs Land, durch das wunderbar schöne Ostflandern mit seinen saftigen Wiesen und prachtvollen Bäumen, seinen hübschen kleinen Städten, seinen stattlichen Meierhöfen und vornehmen Schlössern. Bielsach hatte der Krieg es noch fast gar nicht berührt, aber dann wieder, wie in dem gänzlich zerstörten Termonde, trafen wir auf seine furchtbaren Spuren. Ein einziges Haus, die Apotheke, war hier von dem notwendigen Strafgericht verschont geblieben, das den Ort betroffen hatte, weil seine Einwohner unglückliche deutsche Verwundete in bestialischer Weise gemeuchelt haben. Es war ein merkwürdiges Gefühl, als man so zum erstenmal durch eine völlig tote Ruinenstadt kam.

„In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen,“ zitierte pathetisch ein schon etwas verwahrloßt aussehender Kanonier, der auf einer Proze saß, neben der ich gerade ritt, und wies auf die fahlen, ausgebrannten Fenster, die wie die Augenhöhlen eines



angekohlten, zermürbten Schädels auf uns niederglozten.

„Was bist du denn in deinem Zivilberufe?“ fragte ich den Mann im schmutzigen Feldrock, welcher noch die Spuren des nächtlichen Notquartiers aufwies.

„Student des höheren Lehrfachs,“ war die grinsend gegebene Antwort, und wie um den etwaigen „gebildeten“ Eindruck zu verwischen, den die Mitteilung über seine Zivilbeschäftigung bei mir vielleicht hervorrufen könnte, stieß der zukünftige Scholarch seinen Nachbarn, ein anerkanntes Kolonnenrauhbein, den Schmied H., an und brüllte ihm ins Ohr:

„August, rück noch mal mit deiner Pulle raus, mir ist so zumute, als ob ich noch einen abbeißen müßte.“

Aus unseren feinen Kriegsfreiwilligen, die in Potsdam, sobald der Dienst beendet war, sich eine teure Zigarette ansteckten, in das herbeitelephonierte Auto stiegen, um dann von Naedlitz nach der Stadt zu fahren und da irgendwo in einem guten Hotel zu Abend zu essen, waren eben schon in den paar Marschtagen rauhe Krieger geworden! Allerdings war diese Rauheit vorläufig noch recht äußerlich, denn sonst fehlten ihnen noch die notwendigsten Eigenschaften zum nutzbringenden Kriegsdienste. Solange wir in Ortsquartieren lagen, die noch von Einwohnern bewohnt waren, merkte man das nicht so sehr, aber um so krasser trat ihre Hilfslosigkeit zutage, als unsere Division zum erstenmal ins Gefecht kam und die Kolonne, hinter einem kleinen Wäldchen gedeckt, ein offenes Bivak bezog. Den Befehl dazu erhielten wir

gegen elf Uhr vormittags, und das Auffahren der Wagen in zwei lange Kolonnen nebeneinander, das Zuschütten der zahllosen kleinen Gräben, die die Feldstücke voneinander trennten und die ausgeebnet werden mußten, damit wir mit unseren schweren Wagen durchkamen, das alles ging verhältnismäßig schnell vonstatten. Auch das Futtern und Tränken der Pferde ging voran, um so besser, als ein Heuschaber und eine Miete mit unausgedroschenen Hafergarben in nächster Nähe waren. Aber die Kerls selber wußten sich so durchaus nicht zu helfen! Brot war, wohl insolge des eiligen Vormarsches, nicht in genügender Menge nachgeliefert worden, Fleisch war nicht vorhanden, und so saßen unsere stolzen Kriegsfreiwillingen, nachdem ihre Pferde besorgt waren, mit ziemlich trübseligen Gesichtern und hängenden Magen da und knabberten an den Schokoladenrestern, die sie noch von zu Hause mit hatten.

Mit unserer „Offiziersmenage“ stand es übrigens, trotzdem Herr Baldauf schon seit zwei Tagen Küchenchef war — wie er es wurde, will ich gleich noch erzählen —, auch nicht grade heiter, denn wir waren mit unserem Kochen auf ein winziges Häuschen angewiesen, wo es nur eine offene Feuerstelle gab, die obendrein noch von Mainzer Pionieren besetzt war. Aber die armen Kriegsfreiwillingen konnten einen noch mehr dauern. Schließlich habe ich meiner Sektion zwei Zentner Kartoffeln gekauft (damals kannten wir das Requirieren noch nicht) und habe mit der Erfahrung des alten Kolonialmenschen höchst eigenhändig Kochlöcher aufgeworfen und sie gelehrt, wie man



Kartoffeln in der Asche brät. Ich glaube, so manchem, der früher oft bei Rannenberg und Borchardt gefrühstückt hatte, haben die dustigen in der Pelle gerösteten Kartoffeln, zu denen es Salz und etwas gekauftes Schweineschmalz fragwürdiger Güte gab, ganz köstlich gemundet. Ich muß offen gestehen, daß sie auch mir besser schmeckten als die etwas stark nach Schweinesfutter dustenden Pellkartoffeln, die uns Herr Baldauf mit Achselzucken zu Mittag vorsetzte. Wir konnten ihm sein Mißbehagen in seiner Künstlerseele nachfühlen, denn wir hatten seit zwei Tagen kennen gelernt, auf welche Vollendung er es in seiner Kunst gebracht hatte. Die ersten Marschtage hatten wir uns mehr schlecht als recht mit dem beholfen, was uns unsere Burschen zusammenmanschten, und wenn mein geliebter Ottchen Krüger als gelernter Silberdiener auch ein Juwel von Bursche war, um das mich alle beneideten, so konnte man von ihm doch nicht mehr verlangen als höchstens einen anständigen Kaffee, den er allerdings aus dem ff. zuzubereiten verstand. Aber bloß von Kaffee konnte man schließlich nicht leben, und so fing es denn schon an, um unsere Magenverhältnisse trübe auszu sehen.

Es war am dritten oder vierten Marschtage. Der damalige Kolonnenführer, Herr v. R., und ich, der ich als rangältester Offizierstellvertreter die Spitzensektion führte, ritten verdrossen der Kolonne voran und schimpften unschicklich, weil der uns angewiesene Unterkunftsart noch ewig weit lag.

„Und wenn man dann in so ein Raff kommt,“ brummte Herr v. R., „dann bekommt man noch nicht

mal was Anständiges zu essen. Das wird überhaupt 'ne trübe Sache mit der Kocherei —“.

„Und dabei haben wir einen gelehrten Koch in der Kolonne,“ warf ich, in Gedanken an das halbgare Huhn, das wir am Tage zuvor gegessen hatten, ingrimig ein.

„Was, Mensch! Und das sagen Sie erst jetzt? Wo ist der Knabe? — Was, Stangenreiter? Eine solche wichtige Persönlichkeit?“

Und am selben Abend bereits setzte uns Herr Baldauf ein Lendenstück vor, das uns auf der Zunge zerging, und am nächsten Tage, wo wir frühzeitig und ach — zum letzten Male für lange, lange Zeit in ein richtiges Bürgerquartier mit lebendigen Einwohnern kamen, stellte er uns ein ordentliches feines Mittag zusammen, dessen Hauptstück ein lieblich duftender Putenbraten war.

An dieses schöne Essen dachte ich an dem denkwürdigen ersten Gefechtstage, der darauf folgte, gerade, als ich versuchte, neben einem Vorderreiter von meiner Sektion, der sich am Waldrande bei seinen Pferden ein lauschiges Plätzchen auf Stroh zubereitet hatte, einen Verdauungsschlaf auf die gedünsteten Kartoffeln zu setzen. Der Vorderreiter war ein feiner, zarter Junge, ein Baron Funck, der seine Studien unterbrochen hatte und ursprünglich als Fahnenjunker beim Kriegsausbruche eingetreten war. Aber er hatte auf die kleinen Vorteile, die er als Fahnenjunker gehabt hatte, freiwillig Verzicht geleistet, weil er nach dem Feldzuge wieder zum Studium zurückkehren



wollte, und war, obgleich ihm der Dienst als Fahrer sichtlich nicht leicht fiel, einfacher Kanonier geworden.

„Na, Junck, wie steht die Schlacht?“ fragte ich, als ich mich neben ihn ins Stroh legte.

„Wenn man das nur wüßte,“ meinte er nachdenklich und sah sich seine schlanken Hände an, die schon mit einer ganz ansehnlichen Kruste von Feldgrau überzogen waren.

Seit wir in der Stellung waren, ballerte es von vorne schon recht tüchtig, und in einem Waldstücke, das dicht bei uns lag, hatte es ein paarmal sehr laut gekracht, obgleich dort keine Geschütze standen. Wir hatten davon in unserer damaligen Harmlosigkeit gar keine Notiz genommen. Später, als wir die Geräusche des Krieges genauer unterscheiden gelernt hatten, wurde es uns klar, daß wir dort die ersten krepierenden Granaten gehört hatten.

„Herr Wachtmeister, ich habe eine Bitte,“ fing der freiherrliche Vorderreiter wieder an.

„Nun, mein Junge, raus mit der wilden Raße: wollen Sie vielleicht doch wieder Junker werden und soll ich Ihnen dabei behilflich sein?“

„Nein —“ er stieß dieses Nein geradezu mit Entrüstung aus, „nein, Herr Wachtmeister, aber ich gehöre doch zu Ihrer Sektion, und Sie sollen doch die erste Munition vorbringen; ich habe gehört, wie Herr Oberleutnant Ihnen das versprochen hat, und da wollte ich bitten, ob ich mitfahren dürfte.“

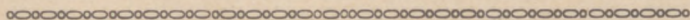
Ach, du liebe Zeit, wenn ich die gleiche Bitte allen denen, die mit ihr zu mir kamen, hätte erfüllen wollen, dann hätte ich wohl die ganze Kolonne mit vor-

nehmen müssen! Es wollte keiner zurückbleiben, mit Reid hatten die Jungs die Infanterie vorbeimarschieren sehen, die auf der Straße vorrückte, um ins Gefecht zu gehen — lauter junge Kerls, wie sie selber, die vor wenigen Wochen noch neben ihnen auf den Bänken der Universitäten gesessen hatten. Auch ich hatte manches bekannte Gesicht mit der Infanterie vorbeiziehen sehen — unter den Offizieren war so mancher, mit dem man jahraus jahrein auf der Wannseebahn in die Stadt hineingefahren war. Dort, der Bataillonsführer mit den scharfen Zügen und dem buschigen, schneeweißen Schnurrbart, dem man auch in Zivil immer den ehemaligen Offizier ansah — ob seine schöne junge Frau vielleicht heute abend schon Witwe ist? Und dort, das tiefbraune, kecke Gesicht, das ist ja einer unserer bekannten Afrikaner, Hartwig B., der im Orlog die berühmte Kolonne B. geführt hat! Da, der wohlbeleibte Oberleutnant saß jeden Abend in den Habelschen Weinstuben in Friedenau und trank seinen Schoppen Surlus — kurz, man sah, daß der Offiziersersatz der Regimenter unseres Reservekorps sich zum großen Teile aus den guten Berliner Vororten rekrutierte.

So mancher, den man da draußen getroffen hat, wird später nie wieder auf der Wannseebahn fahren — er liegt an der Mauer unter einem stillen Hügel, auf dem ein einfaches Kreuz aus weißen Brettern steht mit der Inschrift: „Hier ruht der tapfere Krieger“ oder „Hier starb den Tod für Kaiser und Reich“! So manchen hat man selbst mit zur letzten Ruhe gebracht, wie den alten Afrikaner Hartwig v. B., der auf dem



kleinen Kirchhofs von Bowerke liegt. Von anderen wieder hat man nur gehört, sie seien da oder dort gefallen: „Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen . . .“ Gott sei Dank ist die Nachricht, einer sei gefallen, nicht immer richtig. Ein Major, in dessen Schützengraben an der Yser ich ein paarmal gefessen habe und der auch zu den Bekannten von der Wannseebahn gehörte, wurde nach den schweren Tagen von Gaperts und Vicogne-Hoek auch totgesagt, und ich traf ihn, wohlbehalten, wenn auch noch etwas schwach wieder, als ich neulich zum erstenmal über den Potsdamer Wannseebahnhof humpelte. Er war „nur“ mit einem Granatsplitter am Kopfe und einem zerschossenen Arme davongekommen, und wollte jetzt wieder hinausgehen: „Anderere wieder treibt der knospende Wald, erzeugt in des Frühlinges Wärme.“ So ergänzt sich unser Heer immer von neuem, mögen Hunderte, Tausende, vom feindlichen Blei getroffen, für längere oder kürzere Dauer heute außer Gefecht gesetzt werden: in der Heimat warten schon wieder Hunderte und Tausende sehnlichst darauf, aufs Feld der Ehre zurückzukehren.



## Das erste Befehl

Wachtmeister Osman!"

Der Ruf pflanzte sich von der Straße her von Mund zu Mund durch die langhingezogene Kolonne fort. Wenn wir auch sonst alle Mühe hatten, unseren Kriegsfreiwilligen die unbedingte Wichtigkeit des Weitergebens von Befehlen beizubringen, heute schien jeder mit besonders gespannten Nerven wach zu sein. Mich selbst traf der Ruf wie ein elektrischer Schlag und riß mich hoch.

„Na, Fund,“ sagte ich zu dem schlanken Vorderreiter, „dann machen Sie schnell und sorgen Sie dafür, daß Ihr Wagen als erster fertig ist!“ und damit eilte ich so rasch als möglich der Straße zu, wo der Trompeter Sergeant Holz, umgeben von einer immer größer werdenden Gruppe Wißbegieriger hielt.

Unterwegs schnallte ich den Pistolengurt fester und zog die Schuppenketten unters Kinn; ich wußte, was der Ruf bedeutete: Sergeant Holz, der mit dem Kolonnenführer seit dem Morgen vorne beim Stabe war, sollte mich mit Munition vorholen.

Der Trompeter, einer der wenigen aktiven Unteroffiziere, die wir bei der Truppe hatten, war, als sein Regiment ausrückte, wegen einer Lungenentzündung zurückgelassen und uns dann zugeteilt worden. Er war ein famoser Reiter und als echtes Trompeterblut immer zu lustigen Schwänken aufgelegt. Heute kam mir sein Antlitz seltsam verändert vor. Er lachte zwar über das ganze Gesicht, als er mir zurief: „Herr



Wachtmeister sollen mit vier Wagen Einheitsgeschossen in die Feuerstellungen kommen“, aber sein Lachen war nicht wie sonst harmlos und sorglos, es war ein stolzes, fast hochmütiges Lachen, um das ich ihn beneidete, — es war das Lachen des Wissenden —.

„Wagen 17, 18, 19, 20 fertig machen! Krüger, die Stute!“ rief ich mit hallender Stimme durchs Lager. Sei, wie da unsere Jüngens, die sonst oft recht langweilig beim Anschirren waren, auf einmal beweglich wurden! Die Pferde standen schon geschirrt in den Selen, und es hieß nur, die Gebisse und Schirrtäue einhängen; in knappen drei Minuten hatte ich die Meldungen der beiden vorher zum Mitfahren bestimmten Unteroffiziere Dietrich und Graefe, daß ihre Züge marschbereit seien.

Der lange Dietrich, ein wahrer Prachtkerl von einem hannöverschen Großbauern, der seine vierhundert Morgen Marschboden daheim hatte, strahlte förmlich vor Vergnügen, als er mir meldete, und auch der kleine Graefe, ein reicher Schlächtermeister aus der Rheinprovinz, blinzelte lustig aus seinen wasserblauen Schelmenaugen. Ich fühlte, auf solche Kerls konnte man sich verlassen, und wenn es noch so toll käme!

Schade, daß wir nicht traben durften! Aber es war Abteilungsbefehl, daß die Munition, wenn nicht besondere Anweisung kam, nur im Schritt herangebracht und in die Feuerstellungen gefahren werden sollte. Eine sehr richtige Anordnung, denn unsere jungen Kriegsfreiwilligen, die erst seit ein paar Wochen auf den Pferden saßen, haben selbst im schärfsten Granatfeuer bei diesem Schrittfahren niemals die Nerven

verloren und hatten sich zuletzt eine derartige Dickfelligkeit gegenüber den Krakauern, wie wir die dicken Granaten der englischen schweren Geschütze nannten, angewöhnt, daß man sie manchmal geradezu zur Eile antreiben mußte.

Einmal, das war später, im Dezember, als wir uns vor Bixchote häuslicher einrichten sollten und ich mit ein paar richtigen kriegsfreiwilligen Bauingenieuren und Regierungsbauführern einen Pferdestall baute, bin ich ihnen wegen dieser Dickfelligkeit sogar höllisch grob geworden. Ich ließ an unser „Stabsquartier“ einen Stall aus Fichtenstämmen anflücken, damit wir für unsere Reitpferde einen einigermaßen warmen Unterstand hätten. Die Stämme schlugen wir in einem dicht bei uns liegenden Wäldchen, das tagtäglich von den Franzosen sorglich mit Schrapnells abgestreut wurde. Gerade als wir im besten Holzfällen waren, — zur Holzfällerkolonie gehörten unter anderen der kgl. preuß. Regierungsreferendar Pape und der Assessor aus dem Auswärtigen Amte Dr. Lindenblatt —, fingen „die von drüben“ wieder mit ihrem überflüssigen Streugeschäfte an.

„Fuh — — — Bau! Fuh — — — Bau! Fuh — — — Bau! Fuh — — — Bau!“ kam die erste Lage angefaßt und kreperte einige fünfzig Meter neben uns, daß wir das Einschlagen der Bleifugeln deutlich hören konnten.

„Biel zu hoch,“ kritisierte Herr Pape mit artilleristischem Sachverständnis die Schießleistung und hatte dann mit mehr Eifer als Geschick an seinem Baume weiter. Aber als ob die von drüben die



richtige Beobachtung des zukünftigen hohen Verwaltungsbeamten gehört hätten, legten sie die nächste Lage verdammt richtig, so daß uns der Bleiregen recht ungemütlich um die Köpfe prasselte. Aber meine Holzhackbuben nahmen kaum Notiz davon, sie lachten nur und meinten, daß die Franzosen zwar gut schossen, aber nicht rechte Wirkung erzielten. Mir war die Sache aber doch zu dumm. Wegen ein paar lumpiger Baumstämme, die wir ebensogut ein anderes Mal holen konnten, wollte ich keinen meiner famosen Kerls riskieren, und so befahl ich, das Holzfällen aufzustocken und nach dem „Gutshofe“, wie wir das Stabsquartier nannten, zurückzukehren.

Die Holzhackerbuben grinsten und wandten ein, sie seien gerade so schön bei der Arbeit, bis ich schließlich grob wurde und ihnen erklärte:

„Ihr wollt bloß heute abend in euer Kriegstagebuch schreiben: ‚heute im schärfsten Schrapnellfeuer Bäume gefällt‘ — ich kenne euch Brüder doch! Nun mal vorwärts. Totschießen lassen könnt ihr euch vorne beim Munitionsfahren, aber hier — ganz überflüssigerweise — dazu hat euch der Kaiser nicht ins Feld geschickt, das wäre einfach Materialverschwendung!“

Da schulterten sie ihre Arzte und zogen in möglichstem Bummelschritt davon. Ich mußte natürlich als letzter hinterher gehen und muß zu meiner Schmach gestehen, daß ich ihre Pomadigkeit, so sehr ich mich darüber freute, doch im stillen verwünſchte, denn die dritte Lage saß genau an der Stelle, wo wir vorher gearbeitet hatten, und wenn wir sie ab-

gewartet hätten, dann würde es vielleicht ein paar schwarzumränderte Anzeigen gegeben haben: „Den Heldentod beim Holzfällen zum Stallbau starb usw.“ — und dazu war man doch eigentlich nicht ins Feld gezogen!

Aber ich glaube wohl keinem unrecht zu tun, wenn ich sage, daß wir damals, als wir zum ersten Male ins Feuer fuhren, noch nicht die Dickfelligkeit meiner Holzfäller hatten. Mein Bursche Ottchen Krüger, mit dem mich noch landsmannschaftliche Beziehungen besonders eng verknüpften, stammte er doch aus der engeren Heimat meiner Frau, brachte mir mit seltsam heißendem Gesichte meine treue Stute, die Lotte, das beste Pferd in der ganzen Kolonne, die nicht einen Tag versagt hat und von der mir der Abschied, da ich als Krüppel nach Hause mußte, fast so schwer wurde, wie von den lieben Kameraden.

„Herr Wachtmeister nehmen mich doch mit?“ fragte er in dringlichem Tone. „Ich habe den Hans auch gleich fertig gemacht, es kann doch sein, daß Herr Wachtmeister ihn brauchen.“

„Na, meinetwegen, dann kannst du ja als zweiter Meldereiter neben Stüwe mitkommen.“

„Jawohl, danke sehr, Herr Wachtmeister,“ und Ottchen, der während der ganzen Zeit unseres Zusammenseins auch nicht einmal die militärische Form außer acht gelassen hat — er war der geborene Soldat, ein echter Pommer —, klappte mit den Absätzen, als ob ich ihm ein großes Geschenk gemacht hätte.



Und dann zogen wir los, von den neidvollen Blicken der Zurückbleibenden verfolgt, auf dem breiten Waldwege, auf dem seit dem Morgen die langen Truppenmassen unserer Division ins Gefecht marschiert waren.

Der Trompeter ritt neben mir, und die beiden Melbereiter hielten sich möglichst dicht hinter uns, um von dem, was er erzählte, auch etwas aufzuschnappen.

„Na, Herr Wachtmeister, da vorne geht's aber schon lustig zu. Unsere Batterien stehen vor einem Wäldchen, und wie wir mit dem Major die Stellungen ausuchten, da ging's auf einmal bing — bing — ssim — ssim — als ob Bienen um uns herumflögen! Die Zweige knickten von selber ab, wie von unsichtbaren Händen abgerissen, und dann kriegte uns die Artillerie drüben spitz, und es gab Zunder. Aber denen ihre Schrapnell's krepieren ja alle viel zu hoch. Na, Sie werden's ja selber gleich sehen. Die achte Batterie hat schon ein paar Tote, und eine Proze ist ganz weg. Aber sonst soll's gut stehen.“

Das wissende Lächeln auf dem Gesichte des Trompeters wurde stärker — sprach Hohn daraus? Schadenfreude, daß er seine Feuertaufe schon überstanden hatte und wir nun erst hineinmußten? Unwillkürlich empfand ich eine Sekunde lang etwas wie Zorn auf den Reiter neben mir; er sollte dieses dumme Lächeln doch lassen. Aber das war ja Unsinn! Machten meine Nerven etwa Dummheiten? Weil der Kanonendonner, den wir schon den ganzen Tag gehört hatten, jetzt schärfer, aus nächster Nähe klang? Unsinn! Ich gab mir einen Ruck und setzte mich im

Sattel zurecht und schickte das kurze Stoßgebet, das wohl in ähnlicher Form millionenmal gen Himmel gesandt worden ist, empor:

„Lieber Gott, laß uns siegen! Und wenn ich fallen soll, nimm dich der Meinen an und laß mich als anständigen Kerl fallen, wenn es sein muß. In deine Hand befehle ich mich.“

Gott sei dank, das machte frei und sicher, mochte nun kommen, was da wollte, das Lachen des Trompeters ließ mich jetzt kalt, ja es kam mir harmlos und gutmütig vor, und ich schalt mich im Innern, daß ich den guten Kerl so verdächtig hatte.

Es begann schon leise zu dämmern. Links vom Wege auf einer Waldlichtung loderte ein Feuer, Wagen standen aufgefahren, und geschäftige Menschen eilten hin und her. Je zwei und zwei schleppten auf Bahren verhüllte Gegenstände — unter Decken und Mänteln zeichneten sich die Umrisse menschlicher Gestalten ab, und dort — am Waldrande schaufelten dreie eine Grube — der erste Truppenverbandplatz, das erste offene Soldatengrab, das ich sah. Wohl hatte uns der Anmarsch schon an manchem Soldatengrabe vorbeigeführt, aber so frisch, so mahnend hatten wir doch noch keines gesehen. Unwillkürlich fuhr die Hand zur Helmschiene und grüßte hinüber. Schlaf wohl, Kamerad, in der fremden Erde! Mög' sie dir leicht sein!

Und jetzt lichtet sich der Wald zur Rechten. Auf dem Wege, auf dem schon vorher Kolonnen und Fahrzeuge gestanden haben, ist ein schier undurchdringliches Gewirr von Wagen und Pferden. Einen



Moment stuzen wir — wie soll man hier durchkommen? Aber ein Unmöglich gibt's nicht. Merkwürdig, was einem in solchen Augenblicken einfällt. Fast greifbar deutlich steht mir das Bild vor Augen, als unser Abteilungscommandeur, der Major v. B., auf dem Truppenübungsplatz Wunsdorf zum ersten Male die Abtheilung begrüßte, die er grade übernommen hatte.

Wie der kleine, bewegliche Herr, an dem alles Nerven und Sehnen war, die Offiziere und Unteroffiziere um sich versammelt hatte und mit seiner seltsam harten, scharfen Stimme erklärte:

„Wir werden's, wie wir zusammengesetzt sind, nicht leicht haben. Kriegsfreiwillige Mannschaften, die erst wenig Wochen des Kaisers Rock tragen, und Offiziere und Unteroffiziere aus dem Reservestande. Aber es muß gehen, und es wird gehen, wenn jeder sein Äußerstes hergibt. Der harte Wille soll uns zum Siege führen, und die, die wir in der Heimat zurücklassen, sollen mit Stolz und Vertrauen an uns denken dürfen. Ein ‚es geht nicht‘ auf einen gegebenen Befehl darf's für uns nicht geben, und für denjenigen, der mir eine solche Antwort gäbe, würde ich wohl die richtige Entgegnung finden!“

Den Mann an der Yser haben wir ihn nachher genannt, als er uns in den schweren Tagen an der Yser immer mit fortriß, als er uns seinen altpreussischen Willen, seinen eisernen Soldatengeist einimpfte und wir ihn doch alle liebten wie einen Vater. Wohl der Truppe, die solchen Führer hat, dem sie unbedingt vertrauen kann.

„Ein ‚es geht nicht‘ gibt's nicht! Und wenn wir das Gewimmel hier mit den Fahrerpeitschen auseinandertreiben müssen — Dietrich, wir müssen durch!“ rief ich meinem ersten Zugführer zu, und dann ging's holterdipolter seitwärts vom Wege ab durch den Graben auf den Acker, wo wir Luft hatten.

„Da am Walde steht die siebente Batterie,“ meldete der Trompeter, „und da vorn, am Wegekreuz muß der Abteilungsstab halten.“

„Gut, dann bleibt ihr solange hier; Stüwe und Krüger mitkommen zur Abteilung.“ Und im kurzen Galopp ging's über den Acker dem Wegekreuz zu, wo bei einem kleinen Häuschen eine größere Anzahl von Offizieren stand.

„Bau, — bau, — bau“ klang's auf einmal über unseren Köpfen, und dann fiel rechts und links neben uns etwas zu Boden. Die Pferde fingen an unruhig zu springen, und Ottchen Krüger fragte ganz erstaunt:

„Manu, was is denn nu los?“

„Jung, das sind Schrapnells — aber keine von uns —“ mir war auf einmal ganz vergnüglich zumute. So hatte man die erste Lösung erhalten und wußte nun Bescheid, wie die Sache zugging!

„Diese Leute sind ebenso frech wie taktlos, daß sie gerade hierher schießen, wo wir reiten,“ bemerkte Herr Stüwe, mein zweiter Meldereiter, in seiner trockenen Weise. „Man kann ja dabei vom Pferde fallen, und das wäre doch angesichts einer solchen Masse von Leuten sehr blamabel.“



Sein großer, magerer Rappe mit den nach der Heimat durchgedrückten Knien hatte bei dem Anallen ein paar unwirsche Bocksprünge gemacht, und der lange Stüwe hatte dabei das Gleichgewicht in bedenklicher Weise verloren. Aber der alte Bockfattel, ein so grimmiges Marterinstrument er auch sonst sein mag, bewährte auch hier seine große Zuverlässigkeit, und Stüwe kam nach einigem Hin und Her wieder auf Friedensfuß mit seinem edlen Streitroß. Es war allerdings hohe Zeit, denn zwanzig Meter vor uns stand der Divisionär, und in seiner nächsten Nähe erblickte ich den wohlbekannten, graulackierten Gardehelm unseres Abteilungscommandeurs.

Runter vom Pferd, Stüwe die Zügel zugeworfen und die paar Schritte hingelaufen, um zu melden.

„Wachtmeister Osman von der leichten Munitionskolonne mit vier Wagen zu 58 Einheitsgeschossen zum Auffüllen der Haubitzeabteilung.“

Und dann sahen wir eigentlich erst richtig, wie's hier vorne zuging. Ich ritt, während die Wagen hinten blieben, mit unserm Kolonnenführer, der beim Stabe gewesen war, die einzelnen Stellungen ab. Donnerwetter, es war doch ein großartiges Bild — leider das einzige Mal, daß man während der ganzen Zeit, die wir uns an der Pser herumgeschlagen haben, ein offenes Feldgefecht so gesehen hat. Da drüben, bei den brennenden Häusern, aus denen die hohen Flammen gen Himmel schlugen, stand noch der Feind; es konnten kaum mehr als 2000 Meter sein. Davor lag unsere Infanterie in einem Rübenselde; man sah es deutlich aufblitzen, wenn sie feuerte. Und über

den feindlichen Stellungen bildeten sich plötzlich graue, runde Wölkchen, und nach einer Weile kam der Knall zu uns herüber, und drüben wurde es dann manchmal beweglich — man sah durchs Glas einzelne Gestalten aufzucken, und daran merkte man, daß es bitterer Ernst war. Aber auch wir merkten das bald am eigenen Leibe. Zuerst hatte ich das ganze Schauspiel gewissermaßen mit den Augen des unbeteiligten Dritten angesehen, während wir an einem langhinzugezogenen Waldbrande entlangritten. Ich hatte dabei an ein Bild von der Königgräzer Schlacht gedacht, das ein Onkel meiner Frau aus dem Gedächtnis gemalt hatte, und reumütig hatte ich's dem alten Hauptmanne abgebeten, daß ich mich immer im stillen über die hübschen, runden Schrapnellwölkchen belustigt hatte; hier sah ich sie in Wirklichkeit auch nicht anders!

Aber auf einmal wurde ich aus meinen künstlerischen Betrachtungen durch ein merkwürdiges Geräusch aufgestört: dicht an meinem Kopfe hörte ich ein feines, aufdringliches „Sint“, und dann war's, als flöge ein singender, summender Schwarm von großen Moskitos an uns vorbei. Überall in der Luft klang dieses fremde Singen; es war, als ob alles voll wäre von unsichtbaren kleinen Vögeln, die uns umschwirrten. „Deubel,“ sagte lachend der Kolonnenführer, „die da drüben haben uns spiß gekriegt; nu aber mal Galopp, daß wir den Waldweg kriegen, auf dem wir zur achten Batterie kommen.“

Und dann ging's wie die wilde Jagd am Walde lang, bis wir auf eine breite Schneise einbogen, wo



wir das Pfeifen der Spitzgeschosse nur noch vereinzelt hörten.

Auf dem Wege standen die Prozen von zwei Batterien. Die Mannschaften waren in einem dichten Haufen um die eine Proze versammelt, von der herab ein Mann im langen, grauen Feldrock mit einer violetten Armbinde zu ihnen sprach — unser Divisionspfarrer, der von dieser fremdartigen Kanzel herunter einer gewiß andächtigen Gemeinde predigte. Aber wir hatten keine Zeit, diesem ersten Feldgottesdienste im Feuer zu lauschen. Weiter ging's, bis wir auf einem Waldgestell die Prozen unserer achten Batterie fanden.

Der lustige Wachtmeister Kamunat, der beim Kriegsausbruch seine Stellung als bolivianischer Oberleutnant aufgegeben hatte und sich mit großer List durch die englische Gefahr übers Wasser geschmuggelt hatte, um den Krieg mitzumachen, begrüßte uns mit stolzem Lachen.

„Ja, meine Harn, na, wir haben unsere Feiertauf aber weg! Ich halt' hier mit meinen Prozhens in dem verbeibelten Walde, und da gib'ts mit einem Male Saurus, aber ich kann Jhn' sagen, wie niächt Gutes! Das eine Bieft reißt mir gleich vier Pferd' um. Na, wie ich mir den Schaden beseh' sind wenigstens die Fahrer mit ein paar Schrammens abgekommen. Zwei Prozen gehen mit Heidi davon. Die eine hab' ich mir zwischen die Bäume wieder zusammengeklaubt, die andre“ — dabei wurde sein sonst stets so fröhliches Gesicht ernst — „die andre ist wohl futsch! Spurlos verschwunden! Die muß mit fliegen-

den Fahnen zum Feinde übergegangen sein. Aber sonst haben sich meine Kerlchen tadellos benommen, was Jungchens? Nu könnt ihr schon wieder lachen!"

Für die verlorene Proze hieß es Ersatz schaffen. Wir mußten eine von unsern Prozen dafür stellen, denn die leichte Munitionskolonne hat „bis zur Auflösung“ die Batterien gefechtsfähig zu erhalten. Also zurück zu meinen vier Wagen und die Proze vorgeholt.

Während der Kolonnenführer weiterritt, segte ich quer durch den Wald, an den vier erschossenen Pferden vorbei, die meine Stute mit erschrockenem Schnarchen begrüßte. Es war ein eigentümliches Gefühl: die ersten Opfer des Krieges, gleichviel ob's nun Menschen oder Tiere waren. Man stumpft bald dagegen ab, und schon nach wenigen Tagen haben wir kaum mehr hingesehen, wenn die Leichen von Freund und Feind dicht nebeneinander lagen. Einzelne Tote, die in der ersten Zeit tagelang unbeerdigt bleiben mußten, dienten uns sogar als Anhaltspunkte. Den Meldereitern, die den Munitionswagen den Weg zum Vorfahren zeigen sollten, wurde z. B. gesagt: „Biegen Sie da von der Chaussee ab, wo der tote Belgier mit den vielen Zwiebäcken liegt und führen Sie dann an dem englischen Offizier mit dem zerschossenen Kopf vorbei —“ oder so ähnlich. Aber damals, als ich den toten Pferden in die starren, weitaufgerissenen Augen sah, hat's mich doch gepackt.

Der belgischen Artillerie — denn es hieß, daß wir in der Hauptsache Belgier vor uns hätten — schienen indes die vier toten Pferde noch immer nicht tot genug zu sein, denn sie funkte auf einmal mit großer Hart-



näckigkeit herüber, und da ich keine Lust hatte, mich er-  
 wischen zu lassen, gab ich der Stute eine Aufmunterung.

Meine Leute begrüßten mich mit der Versicherung,  
 daß sie unterdessen den Kummel auch schon kennen  
 gelernt hätten, Stüwe und Krüger meinten aber vor-  
 wurfsvoll, ich hätte sie auch mitvornehmen sollen,  
 denn da wäre doch wohl noch mehr los gewesen.  
 Aber zu langem Erzählen war keine Zeit. Während  
 der eine Unteroffizier „Herstellungsarbeiten“ machte,  
 das heißt vier Pferde vor den Munitionshinterwagen  
 spannte, dessen Proze wir an die achte Batterie ab-  
 geben sollten, eine ziemlich mühselige Knüppelei, fuhr  
 ich mit einem Wagen in die Feuerstellung der sie-  
 benten Batterie.

Erst fanden wir unsere Haubizen gar nicht, so  
 listig waren sie unter abgehacktem Strauchwerk ver-  
 deckt, aber der Batterieführer klärte uns bald auf, daß  
 wir an der richtigen Stelle waren. Er rief uns näm-  
 lich in ziemlich deutlicher Weise entgegen, daß wir ge-  
 fälligst nicht so öffentlich herumfahren sollten und seine  
 Stellung verraten.

Aber die Stellung schien dem Gegner schon be-  
 kannt zu sein, denn als ich nachher, während meine  
 Kanoniere die Munition ausluden und hinter den Hau-  
 bizen aufstellten, bei dem Chef stand und mir etwas  
 mit ihm erzählte, bekamen wir ein paar tadellos strich-  
 liegende Lagen Schrapnells, die zwar wegen ihrer  
 hohen Sprengpunkte ziemlich unschädlich blieben, aber  
 uns doch alle Achtung abnötigten, weil sie so gut ge-  
 richtet waren. Auf uns beide flog etwas mit lautem  
 Surren zu, so etwa als wenn ein riesiger Matkäfer

durch die Luft hurt, und dann flog es mir zwischen den Beinen durch und bumste hinter uns auf dem Waldboden auf. Wir suchten danach, und schließlich fanden wir einen Zünder, der mir, als ich ihn aufheben wollte, beinahe noch durch die Handschuh die Finger verbrannt hätte, so heiß war er.

Als ich zu meinem Wagen zurückkehrte, war es bereits dunkel, und ich erkannte den Major, der bei den Wagen hielt, nur noch an seiner Stimme.

„Na, 's ist ja alles gut gegangen, Eure schöne Herstellungsarbeit habt ihr auch umsonst gemacht,“ es klang wie ein zufriedenes Lachen hindurch, „die durchgegangene Probe von der Achten hat sich bei der Staffel von der Neunten wieder angefundnen. Da fahren Sie jetzt noch hin und füllen auf, und dann bringen Sie den Rest in die Feuerstellung von der Neunten.“

Es war Nacht, als wir endlich ins Bivak zurückkehrten, aber trotzdem es uns eigentlich erst jetzt zum Bewußtsein kam, daß wir den ganzen Tag kaum was gegessen hatten, waren wir doch frisch und vergnügt, und zwischen den Kerls und mir hatte sich wie eine unsichtbare Freimaurerei die Kameradschaft der gemeinsamen Feuertause gewoben. In der Feuerstellung der neunten Batterie hatte es, wie der gute Dietrich sagte, noch einmal „feste Zunder“ gegeben, aber unsere Kriegsfreiwilligen hatten nur gelacht, und keiner hatte mit der Wimper gezuckt, als die feindlichen Schrapnells mit klirrendem Knall wie feurige Bälle im nächtlichen Dunkel über uns krepiereten.



## Von Belgien und Bayern und Granaten

Die knappe Zeit, die in dem ersten Biwak — dem Kartoffellager, wie wir's später genannt haben, bei uns herrschte, war zum Glück nach ein paar Tagen vorüber. Unser zweites Biwak lag bei einer Windmühle, die natürlich, wie die ganze übrige Gegend, gänzlich von Einwohnern verlassen war. Nur einen verdächtigen Belgier erwißten wir da, und der gute Mann hatte rechtes Glück, daß er uns und nicht den wenigen Stunden nach uns einrückenden bayrischen schweren Artilleristen in die Hände fiel, denn die hätten wahrscheinlich sehr kurzen Prozeß mit ihm gemacht. Sie wußten als erfahrene Kriegsleute, die Antwerpen und Namur hinter sich hatten, was so ein Kunde mit einer Windmühle zu tun hatte oder vielmehr daß er da eigentlich nichts zu suchen hatte. Aber wir glaubten in unserer damaligen Harmlosigkeit seiner Versicherung, daß er nur seine Tante dort besuchen wollte und vom Gefechte überrascht worden sei! Und ließen ihn laufen! Später ist uns klar geworden, daß der Mann sicher eher alles andere auf der Mühle gewollt hat, denn gerade in diese Gegend haben die Belgier mit einer merkwürdigen Genauigkeit geschossen.

Na, vielleicht hat den Bruder sein wohlverdientes Schicksal doch noch erreicht, ebenso wie die sechs Kerls, die einige Zeit später in einer Strohmiete entdeckt wurden, von wo aus sie eine Telephonleitung nach den feindlichen Feuerstellungen bedienten, die genau

über alles Bescheid gab, was bei uns vorging. Deren Arbeit war so genau, daß zum Beispiel ein harmloser Küchenwagen ruhig ein sonst sehr gefährdetes Straßenkreuz passieren konnte, kamen wir aber mit Munition oder ging der General der Fußartillerie, der in der Nähe seinen Gefechtsstand hatte, auch nur zu Fuß mit seinem Adjutanten vorbei zu den Batterien, so gab's sofort Feuer! Die Burschen haben ihr Unwesen eine ganze Zeitlang treiben können, bis ihr Versteck dadurch heraus kam, daß ein sehr harmlos aussehendes kleines Mädchen ihnen Essen brachte, wobei es erwischt wurde. Wer sie waren, ist wohl nicht festgestellt worden. Bewahrloft genug sahen sie aus in ihren weiten Pluderhosen und dem „Abzeichen der belgischen Männlichkeit“, wie Freund Stüwe die breiten Radfahrer-  
mützen, die beliebteste Kopfbedeckung in Belgien, nannte. Aber so unsympathisch sie einem auch waren mit ihren stechenden schwarzen Augen und ihren verbissenen Galgengesichtern, Schneid müssen sie doch gehabt haben und — einen geradezu tierischen, kalten Haß gegen uns! Wir Deutschen sind eigentlich unseren Feinden gegenüber, was den Haß anbelangt, im Nachteil. Jetzt fängt es schon bei uns damit an, daß wir die armen Franzosen als durch die Engländer verführte Unschuldslämmer bedauern, während sich die Franzen schön für dieses Mitleid bedanken, das sie in Wirklichkeit gar nicht verdienen und das sie uns durch doppelte freche Verleumdungen ihrer Lügenpresse vergelten. Das Tollste, was in dieser Gefühlsduselei aber bei uns geleistet wird, scheint mir doch



zu sein, daß man hier und da erklärt, man solle London nicht mit Bomben bewerfen, weil dabei „unschuldige Bürger“ ums Leben kommen könnten! Sind unsere friedlichen ostpreußischen Landsleute nicht von den Russen, die die Engländer auf uns geheßt haben, in noch viel schlimmerer Weise ums Leben gebracht worden? Und dann: wenn durch einige tüchtige und erfolgreiche Bombenangriffe auf London die Kriegsdauer auch nur um eine Woche gekürzt würde — wieviel gutes deutsches Blut könnte an der Front gespart werden, wieviel Elend könnte von deutschen Familien abgewandt werden! Wenn einer hier zu Hause mit solchen falschen Humanitätsbedenken anfängt, den sollte man erst mal auf ein paar Wochen in einen Schützengraben stecken, damit er am eigenen Leibe kennen lernt, wie es da zugeht. Draußen dürfte er allerdings solche Meinungen besser nicht äußern, denn sonst würden ihm seine Kameraden wohl sehr schnell und kräftig Bescheid sagen.

Aber ich bin von dem belgischen Spion ganz unversehen auf das Gebiet der hohen Politik gekommen; beides sind ja allerdings zwei eng in Beziehung stehende Gegenstände, indessen mit unserem Leben an der Yser hätten sie zum Glück nur entferntere Berührungspunkte. Der Mann verschwand schleunigst, die Politik blieb allerdings insofern, als wir am Lagerfeuer eifrigst politisierten und besonders Kriegspläne gegen England schmiedeten, denn die Engländer haßten wir wie alle guten Deutschen vor allen andern. Wir hatten allerdings auch einigen persönlichen Grund

dazu, und der lag in ihren schweren Granaten, mit denen sie uns in recht ausgiebiger Weise bedachten. In dem Bivak an der Windmühle lernten wir sie zum ersten Male kennen. Nicht weit ab von uns stand eine schwere bayrische Batterie in Stellung, und auf die schienen es die „Krakauer“ besonders abgesehen zu haben. Am ersten Nachmittag, so gegen vier Uhr, jauchte es, während wir ganz friedlich in unserm Stabsquartier beim Kaffee saßen, mit einem eigentümlichen Heulen über unsere Köpfe hinweg, und dann gab es einen Krach, daß das ganze Haus erzitterte.

Wir liefen auf den Hof und kamen gerade zu recht, den zweiten Krakauer etwa fünfzig Meter weit krepieren zu sehen. Alle Achtung! Das war doch etwas anderes als die Munition der feindlichen Feldartillerie, an die wir uns inzwischen schon völlig gewöhnt hatten. Ein Krachen, das wie ein wütendes, von einem Riesen gebrülltes „Rache“ klang, eine etwa dreißig Meter hohe, schwarzgelbe Rauchsäule, die wie der Krater eines feuerspeienden Berges aufsprang, und dann flogen Lehm und Dreck bis zu uns herüber.

Die bayrischen Artillerieoffiziere, die zufällig auch gerade auf dem Hofe standen und ihren Kraftwagen untersuchten, lachten über unser Erstaunen.

„Die Dinger sind halt harmloser, als sie sich anstell'n! Wenn S' nit grad' so dunim sind und sich genau hinstell'n, wo so a Dieß hingerrät, na' tun's Zhne nix. A paar Meter davon, und Sie fliegen höchstens vom Luftdruck in Dreck! Die bohren sich mit



der Nase so tief in die Erde, daß die Sprengstücke wie aus einer neuen Kanone grad' in die Luft geschleudert werd'n! Wir kennen's als ganz genau. Dort'n sehen's als wieder einer, der wie a harmloses Feuerzeug in die Luft fährt. Ja, wenn's a Volltreffer is, aber 's is auch heut' noch so: ane jede Kugel, die trifft ja nicht!"

Diese Bayern waren überhaupt Prachtkerle! Wir waren viel mit ihnen zusammen, und ich glaube, die strammen, alten Landwehrlente haben auf unsere Jungens einen famosen Einfluß mit ihrer unerschütterlichen Ruhe ausgeübt. Allerdings, die erste Bekanntschaft, die wir mit ihnen machten, war wenig dazu angetan, sie uns lieb und wert zu machen.

Als wir aus dem Kartoffellager in das fette Mühlenquartier einrückten, wurden gleich der Hoffschlächtermeister Graefe und sein geschwinder Gehilfe, der kleine Liebig, damit betraut, zwei der herrenlos umherlaufenden fetten Schweine zu schlachten. Das taten sie denn auch mit großem Sachverständnis und hatten dabei den Ruhm noch für umsonst, als erste von der Kolonne „ein paar Belgier“ vom Leben zum Tode gebracht zu haben. Das eine Schwein wurde alsbald an die Kochgruppen verteilt und wanderte in die Kessel, das andere sollte bis zum nächsten Tage in einem offenen Schuppen abhängen.

Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt oder vielmehr ohne die später hinzukommenden Bayern gemacht. Denn die betrachteten den fertig gemachten feisten Burschen als gute Prise und zogen, ohne erst lange zu bitten, damit von dannen. Als wir

den Schaden besahen, war es zu spät, und unsere ungebetenen Gäste erklärten mit kauenden Backen und harmlosem Grinsen:

„Mir ham als denkt, dö Belgier ham das Säule grad da herg'henkt, damit mir glei a Nachtmahl find'n, wenn ma einikum!“

Gegen solche Logik ließ sich allerdings wenig einwenden, und da es doch zu spät war, blieb uns nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Das war auch das klügste, was wir tun konnten, denn von da ab haben wir immer gute Nachbarschaft mit den Bayern gehabt, wenn sie uns auch meistens die besten Quartiere infolge ihrer größeren Kriegserfahrung vor der Nase wegschnappten.

Einmal haben sie — allerdings infolge unserer Dummheit — einen prächtigen Hof von uns geerbt. Wir waren ganz glücklich, als wir den geräumigen Bauernhof mit den reichlichen Heu- und Hafermieten, dem schönen Obstgarten und dem feinen Wohnhause für uns ergattert hatten. Die Kolonne konnte so schön nebenan auf einem Stoppelfelde auffahren, unsere Jungens kochten und brieten in einer mächtigen Waschküche, daß es nur so eine Art hatte, und wir, d. h. der Stab, richteten uns schlemmerhaft im Wohnhause ein. Es gab Schlafzimmer für je zwei, ein Eß- und Wohnzimmer, und — ein unerhörter Luxus, sogar zwei Küchen! In der einen sehr großen Küche schlug Herr Baldauf mit den Meldereitern und Burschen sein Quartier auf, und in der zweiten führte der gute Dietrich den Vor-



siß über eine Art von Unteroffizierkasino, das sich hier aufstat.

Zwei Tage lang dauerte die Herrlichkeit. Wir wurden zwar, besonders nachts, fast regelmäßig beschossen, aber die Feldartillerie-Granaten, die man an uns wandte, schlugen harmlos und ohne überhaupt zu krepieren, im feuchten Boden ein.

Am zweiten Tage hatte Herr Baldauf ein besonders feines Mittagsmahl gerüstet, weil wir gerade zufällig alle vier, das heißt der Kolonnenführer, der dicke Bizewachtmeister Du., unser Unterveterinär und meine Wenigkeit zu Mittag anwesend waren. Das war sonst selten der Fall, weil der eine oder der andere von uns fast regelmäßig vorn in der Feuerlinie war. Wir wollten uns eben zu Tische setzen, als eine Granate über unsern Hof gesaußt kam. Nun, die kümmerte uns nicht, da sie anscheinend uns gar nicht zugebracht war. Wir fingen also ruhig an zu essen. Aber bald sollten wir doch eines anderen belehrt werden. Wir hatten kurz vor Tisch wieder einmal Besuch von feindlichen Fliegern gehabt, die in höchst aufdringlicher Weise über unserem Hofe Schleifen geflogen hatten. Damals kannten wir die Bedeutung dieses Schleifenfliegens noch nicht, aber sie sollte uns bald in recht eindringlicher Weise klar gemacht werden. Auf einmal hörten wir das Zischen und Heulen der großen Granaten ganz in der Nähe, und dann platzte eine mitten auf dem Hofe.

Bald wurde das Granatfeuer immer ungemüthlicher, und wir überlegten im Stillen, ob es nicht geraten wäre, mit der Kolonne woanders hinzuziehen. Auf

einmal gab es in unserm Hause einen Ruck, als ob die ganze Bude mit einem Schlage einen halben Meter heruntersackte. Die Kaffeetassen begannen einen wilden Kriegstanz, und unsere Gesichter nahmen einen so dämlichen Ausdruck an, daß wir alle in ein großes Lachen ausbrechen mußten. Herr Baldauf stürzte mit wichtiger Mine ins Zimmer und meldete:

„Eine Granate ist soeben unter den Hausgiebel gefahren, aber zum Glück nicht sehr krepirt!“ Na, daß sie „nicht sehr krepirt“ war, merkten wir schließlich auch, sonst würden wir kaum mehr da gefessen haben, aber was die eine nicht tat, konnte die andere tun, ungemütlich war die Sache immerhin, und doch wagte keiner von uns, den Vorschlag zu machen: auszugehen, weil er sich nicht blamieren wollte. Da kam der etatsmäßige Wachtmeister und meldete, daß jetzt auch die Kolonne beschossen würde, und daß ein paar von den Dingen schon zwischen die Wagen gefallen seien, glücklicherweise ohne irgend einen Schaden zu tun. Das gab den Ausschlag, und nach zehn Minuten verließen wir, wenn auch schweren Herzens, den stattlichen Hof, wo es uns so gut gefallen hatte.

Eine Stunde später — wir hatten glücklicherweise einen wenn auch nicht ganz so schönen, aber doch auch recht netten Hof gefunden — kam ich nach unserm alten Bivakplaz zurück, um etwas Vergessenes zu holen. Da hatten sich schon unsere Freunde, die schweren Bayern, häuslich darin eingerichtet. Der eine Leutnant erklärte mir lachend:

„Ja, sehen's, mir ham immer g'wartet, ob's nit bald da herausgeräuchert würd'n! So, wie Sie Ihre



Kolonne aufg'baut hatten, mußte Sie ja der Flieger spitzkrieg'n! Und da können's noch von Glück red'n, daß Sie nit mehr auf'n Kopf gekriegt haben! Sehen's, mir baun uns als gleich mit Fliegerschuß unter die Bäume und Hecken auf, da kann er uns nit sehen. Mir krieg'n so leicht kein Feuer!"

Von dieser Weisheit haben wir nachher auch immer Gebrauch gemacht und sind von den Fliegern ziemlich unbelästigt geblieben, obgleich die unsympathischen Burschen tagtäglich über uns kreuzten. Einmal haben sie uns allerdings mit Bomben beworfen, aber das war später, als wir schon vor Bizchote lagen. Als wir den Hof an die Bayern verloren, waren wir noch nicht einmal über die Yser, und unsere Tappisheit war einigermaßen mit unserm Mangel an Kriegserfahrung zu entschuldigen. Später haben wir uns gar nicht mehr darum bekümmert, wenn wir beschossen wurden, denn wenn man wo anders hinzog, gab's eben auch Feuer.

Zuletzt hatten wir uns an das regelmäßige Streufeuer derer von drüben so gewöhnt, daß wir es ganz genau kannten. In dem einen Quartier, von dem ich eingangs erzählte, bekamen wir regelmäßig unsern Morgen- und Abendsegen, der aus vier Lagen Feldartillerie-Munition und zwei Lagen schwerer Granaten bestand.

Eines Abends stand ich da mit Herrn Baldauf und einem Unteroffizier von der schweren Artillerie-Munitionskolonne, der als Meldereiter die Verbindung zwischen ihr und uns aufrecht erhalten sollte, und beobachtete, wohin der Abendsegen heute trafe.

Die leichten Geschosse flogen fast alle in einen schon gänzlich in Sumpf verwandelten Acker neben uns und verschwanden darin mit einem dumpfen Zischen. Von den sechzehn Schuß krepiereten gerade zwei! Die erste Lage der Krakauer krepierete mindestens zweihundert Meter von uns entfernt auf einer Straße, die an diesem Abend sicher nicht benutzt wurde. Aber die ersten drei Schuß der zweiten Lage waren brenzlich nahe bei uns, dicht vor dem zerschossenen Stalle, der quer zu unserm Wohnhause lag. Der Dreck spritzte bis zu uns herüber, so daß Baldauf unwillig über „solche Albernheiten“ schimpfte. Der vierte Schuß ließ eine ganze Weile auf sich warten. Vielleicht hatten die drüben eine Ladehemmung, so daß sie ihn nicht rechtzeitig abfeuern konnten, vielleicht hatten sie auch gerade einen Volltreffer von uns herein bekommen, der sie in der Fortsetzung ihres schönen Handwerkes unterbrach. Nein — doch nicht — da kam er schon angesaußt! „Guihu, Guihu, Guihu!“ sang er auf seinem Wege durch die Luft wie ein geschäftiger Reisender, der, des nahen Zieles froh, sich ein Liedchen flötet. Aber er hatte zu früh triumphiert, denn er nahm ein für eine 15-Zentimeter-Granate schmähhches Ende: mit dumpfem „Psupp“ schlug er als Blindgänger irgendwo in den Boden ein, und da lag er nun im nassen Schlamm, und seine innere Hitze verzichtete nutzlos in der kühlen Lehmpatsche.

Aber unter Umständen hätte der Blindgänger doch eine für uns recht unliebsame Auferstehung feiern können. Am nächsten Morgen erschien der Unter-



offizier nämlich sehr stolz mit dem dicken Bengel im Arme bei uns im Hause und erklärte, er habe ihn ganz dicht hinter dem Stalle gefunden. Na, wir waren etwa zehn Menschen in dem kleinen Raume, und wenn das Ding seine Rücken bekommen hätte und bei irgend einer unvorsichtigen Bewegung seines Trägers krepirt wäre, dann hätte er wahrscheinlich mehr Schaden unter uns angerichtet, als alle die Munition zusammen, die die Franzosen, Engländer und Belgier in so reichlichem Maße an uns wendeten. Der leichtsinnige Barbarajünger verschwand denn auch ziemlich schnell wieder mit seinem Funde, als wir ihm erzählten, daß ein Blindgänger letzten Endes noch immer kein harmloser Pfannkuchen sei.

## Über die Yser

Daß die von drüben so minderwertige Munition hatten, war für uns ein wahrer Segen. Denn sie schossen im allgemeinen glänzend und hatten auch genug zum Schießen. Aber einmal haben sie doch sehr schlecht gezielt und hätten, wenn sie besser gearbeitet hätten, unsere gesamte Abteilung in den Klump schießen können. Das war, als wir über die Yser gingen.

Am Abend vorher war beim Abteilungsstabe großes Schauri. Eigentlich sollten die Haubitzen noch in der Nacht über den berühmten Kanal gebracht werden auf einer Bohlenbrücke, die unsere wackern Pioniere im wahnwitzigen Feuer gebaut hatten. Wir saßen in dem Gehöft, wo der Abteilungsstab lag, um den langen, schmalen Tisch herum und berieten, wie wir den Munitionsersatz regeln sollten. Denn daß die Brücke bald wieder zerschossen sein würde, das war uns schon von vorneherein klar.

„Na, also,“ meinte unser Major knurrend, „die Hauptsache ist, daß die Haubitzen hinüber kommen. Wie ihr dann Munition hinüber bekommt, ist eure Sache. Daß ihr mir welche heranschafft, darauf verlasse ich mich. Verstanden?“

Das Vertrauen, das der geliebte Abteilungsführer in uns setzte, war Trost und Ermunterung. Wenn er sich auf uns verließ, dann war es uns ganz klar, daß wir, koste es, was es wolle, unsere Pflicht würden erfüllen können. Er trank auf unser Wohl, und dann sangen auf einmal die Mannschaften des Stabes, die im



Raume nebenan lagen, das Preußenlied, und bei den Worten: „'s hat doch schon ärger in der Welt gebräuset“ überkam uns wieder die feste, unerschütterliche Siegeszuversicht, die uns, gottlob, da draußen niemals verlassen hat. Manchmal haben wir vielleicht sehr auf alles und noch etwas geschimpft, aber unser Grundgefühl war doch der Gedanke, daß wir denen von drüben, mochte es auch kommen, wie es wollte, ein gutes Stück überlegen waren. Das lag wohl nur daran, daß wir uns bewußt waren, für die gute Sache zu fechten, die endlich doch siegen mußte. Denn wir von den Kriegsfreiwilligen-Korps hatten noch nicht das berechtigte Siegesbewußtsein der alten Truppen, die an unserer Seite kämpften, die bei Namur und Antwerpen die gloriosen Scharen der Verbündeten wie Schafskleder gegerbt hatten. Jetzt, wo sie sich in den lange vorbereiteten Feldstellungen festgesetzt hatten, waren die von drüben ganz verteufelt zähe geworden, und in diesem Stadium haben wir sie eigentlich erst kennen gelernt.

Wir erlebten übrigens an diesem Abend noch einen ziemlichen Reinfall. Der Major war durch das Preußenlied auf den Geschmack nach Musik gekommen. In unserem Zimmer stand ein Klavier, und da meinte er, das solle man doch ausnützen und ein bißchen Musik betreiben. Wer wüßte, wie's uns jenseits der Yser gehen würde! Aber von uns allen konnte keiner recht mit der großen Musikfiste umgehen. Der Abteilungsadjutant erklärte, er könne nur „'s ist ein Sud ins Wasser gefallen“ spielen, und das sei doch in Anbetracht der Tatsache, daß wir über's Wasser sollten, ein zu ahnungsvolles Lied, und wir andern mußten be-

kennen, daß wir außer Skat und allenfalls Whist eigentlich nichts spielen könnten.

So sollte die leichte Kolonne, wieder einmal das Mädchen für alles für die Abteilung, einspringen. Und stolz konnten wir erklären, daß wir als Melde-reiter unsere zwei Trompeter und als Radfahrer den Organisten Rosenberg mithätten. Diese drei Kräfte wurden nun nacheinander ins Gefecht gebracht, aber ach, seit jenem Abend habe ich meine Ansichten über die musikalische Tätigkeit der berufsmäßigen Musiker völlig umgeändert: Trompeter Holz erklärte verlegen lachend, daß sein Instrument die Geige sei, sein Kollege Brandt wiederum konnte nur das Cello. Die größte Enttäuschung aber brachte uns Herr Rosenberg. Ich hatte mir immer eingebildet, daß ein Organist das Klavier auch im Schläse spielen können müßte, und nun erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß ein wirklicher Künstler nur nach Noten spielt! Auf nachdrückliches Zureden versuchte er endlich, „Heil Dir im Siegerkranz“ zu spielen, aber er gab es bald auf, und wir waren nicht traurig drum — ein Genuß war es eigentlich nicht.

Doch wir sollten in dieser Nacht noch eine größere Enttäuschung erleben. Kurz nach der verunglückten musikalischen Abendunterhaltung kam der Befehlsempfänger von der Division mit der Meldung, daß das Vorgehen der Abteilung nochmals verschoben sei! Auf unsere gehobene Stimmung wirkte das wie ein kalter Wasserstrahl, besonders der Hauptmann Sch., in seinem Zivilleben Landrat eines westdeutschen Kreises, war ganz niedergeschlagen. Seine Batterie sollte die Ehre



haben, als erste übers Wasser zu rücken. Zwei Tage später haben wir den liebenswürdigen Offizier, den seine Batterie wie einen Vater liebte, an der Pfer in ein stilles Grab gelegt. — —

Es war spät in der Nacht, als wir ziemlich mürrisch zu unserm Bivakplazze zurücdritten. Ich glaube, wir haben sogar in höchst respektwidriger Weise an dem aufschiebenden Entschluß der hohen Division herumgenörgelt.

Und doch wurde der folgende Tag wider Erwarten einer der schönsten und stolzesten der ganzen Zeit, die wir im Psergebiete mitgemacht haben. Schon früh am Morgen brachen der Kolonnenführer und ich wieder auf, um zur Abteilung zu reiten und zu hören, was los sei. Es lag dichter Nebel über den feuchten Wiesen und Feldern, so daß man nur wenige Schritte weit sehen konnte. Endlich hielten wir in der Feuerstellung der achten Batterie, die dicht neben dem Hofe war, wo der Abteilungsstab sein Quartier hatte. Und o Freude: zwei der kunstreich ausgehobenen Haubitstände waren leer! Nur ein Duzend leere Geschößförbe waren einsam zurückgeblieben. Von den andern Haubitzen der Batterie kam uns der Oberleutnant Dr. P., der uns jetzt erst im Nebel entdeckt hatte, freudestrahlend entgegen.

„Ihr kommt eine halbe Stunde zu spät! Der Major und Hauptmann Sch. bringen eben den ersten Zug über den Kanal, und wir folgen, sobald er in Stellung ist!“

Auf ein langes Gespräch haben wir uns da nicht erst eingelassen. Im Galopp ging's vor an den kleinen Bladsloo-Kanal, der etwa 1000 Meter parallel zur Pfer

fließt. Das dumme Wasser, das uns in den ersten Tagen bei einer nächtlichen Artilleriepatrouille einmal gerade genug Schwierigkeiten gemacht hat, wurde heute kaum eines Blickes gewürdigt. Bald bog der Weg auch im rechten Winkel von ihm ab und führte über eine gänzlich flache Wiesenebene zur Mser vor.

Wir kannten diese Ebene schon recht gut. Einmal hatten der Herr v. R. und ich sie durchschritten, als wir feststellen sollten, wie weit unsere Infanterie vorwar, und dabei hatten die drüben uns im hellen Mondschein entdeckt und ein ganz wahnwitziges Infanteriefeuer auf uns gerichtet. Schließlich spendierten sie sogar Schrapnells an uns paar Leute, so daß Herr Werdermann, einer unserer kriegsfreiwilligen Melde-reiter, der im Gegensatz zu seinem Freunde und Bundesbruder Stüwe selbst im größten Schmutze stets wie aus dem Ei gepellt war, sehr treffend bemerkte: „Das ist ja, als wenn man mit Kanonen nach Spazern schießt!“ Aber auch Spazern trifft man nicht immer mit Kanonen, und wenn es die berühmten 7,5-Creusotgeschütze sind, und wir kamen glatt durch! Etwas peinlicher gestaltete sich unser Rückweg, denn an einer erhöhten Stelle einer Straße, die wir passieren mußten, wurden wir mit Maschinengewehrfeuer bedacht und zwar so, daß wir uns alle vier in den niedrigen Straßengraben flüchten mußten. Da lagen wir eine ganze Weile platt hintereinander, vorn der Kolonnenführer, dann ich und dann die beiden Melde-reiter, und über uns weg segte, kaum eine Handbreit höher als wir selbst, der Geschosshagel. Ich habe in den fünf Minuten, die das Unwetter andauerte, einen



harten Kampf gekämpft. Dicht vor mir lag ein übler Gegenstand, den eine Kuh zurückgelassen hatte und machte sich in jeder Beziehung in unangenehmster Weise bemerkbar. Aber der Mensch gewöhnt sich schließlich an alles, und so gewöhnte ich mich auch an diese höchst peinliche Nachbarschaft. Nur ein Gedanke erschien mir furchtbar: Wenn der Herr v. R. in dem Graben vorwärtskroch, mußte ich über das drohende Hindernis nachfolgen, und ich muß sagen, daß ich dann lieber im Maschinengewehrfeuer aufgestanden wäre. Zum Glück blieb er ruhig liegen, und die von drüben dachten wohl, sie hätten uns alle abgeschossen und stellten ihr Feuer ein, so daß wir mit ein paar raschen Sprüngen über den Weg hinweg und in sichereres Gelände kommen konnten. Als ich dem Herrn v. R. nachher meine Befürchtungen schilderte, lachte er furchtbar und meinte: „Schade, wenn ich das gewußt hätte, wäre ich weitergekrochen!“

Am nächsten Morgen mußte ich mit Herrn Werdermann noch einmal in diese unwirtliche Gegend, um festzustellen, ob unsere Infanterie einen für uns wichtigen Graben besetzt und ob die feindliche Artillerie noch eine bestimmte Stellung innehatte. Wir wurden dabei ziemlich hart von einem Infanteriemajor angelassen, weil wir in unserer Harmlosigkeit öffentlich im Gelände herumbummelten. Herr Werdermann sagte daraufhin mit listigem Augenblinzeln zu mir:

„Der hohe Herr weiß eben nicht, daß Herr Wachtmeister in dem Herumkriechen im Straßengraben ein sehr dickes Paar gefunden haben!“

Aber an dem Morgen, als wir zur Pfer vorritten, kamen wir bis auf ein paar Flintenkugeln völlig unbefästigt über die Ebene.

Durch den wallenden Nebel sahen wir rechts und links des schmalen Feldweges auf den Wiesen die Umrisse von rotschekigen Kindertadavern, die hier in großer Menge herumlagen. Das harmlose, schöne Vieh hatte ruhig hier draußen geweidet, als die Menschen, die es sonst behüteten, gegeneinander standen und sich Hagel von Eisen und Blei zusandten. Und zu Hunderten waren so die wertvollen Kinder hier dem männermordenden Kampfe zum Opfer gefallen. Mit aufgedunsenen Leibern lagen sie überall, wie sie das feindliche Geschöß niedergeworfen hatte — manche waren getroffen worden, als sie im Graße ruhten, und der schnelle Tod hatte sie so liegen lassen, wie er sie fand, als ob sie noch lebten. Hier und dort stand, ruhig äsend mitten unter der Leichenherde, ein Kalb oder eine Kuh und äugte uns, als wir vorüber eilten, mit gleichgültigem Blicke an. Das große Sterben auf dieser Totenweide ließ das glücklich gedankenlose Vieh unberührt, bis es auch auf das heute noch lebende Stück seine Hand legte.

Etwas wie Neid konnte einen bei diesem Gedanken fassen. Wenn man doch auch diese völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem Tode gehabt hätte, der da vorne lauerte, immer und zu jeder Zeit! Da hochte er mit seiner blutigen Sense, und wenn er sie hob und sie heulend und brüllend über die Ebene sausen ließ, dann mußte wieder so mancher Mutter Sohn ins blutgetränkte Gras beißen, dann streckte er so



manchen Kindes Vater in den zähen, weißlichen Lehm Boden, durch den sich die Pfer wie ein fauler, heimtückischer Riesengraben hindurchdrängte. Und die feige Frage: „Triffst's dich — triffst's mich?“ quälte einen an manchem Tage wie eine schleichende Krankheit. Was hatte man denn für ein Recht, sich zu sorgen, ob man die Abendsonne noch sehen würde? Hunderte, Tausende hatten ihr Leben, das sie Kaiser und Reich verpfändet hatten, in jenen großen Augusttagen schon dahingegeben, Hunderte — vielleicht Tausende, würden es heute, wenn's nottut, ohne Murren auf den meilenweiten Schlachtfeldern, auf denen um Deutschlands Leben gerungen wurde, opfern, und da durfte der einzelne nicht daran denken, daß er vielleicht bewahrt bleiben könnte. Kam man heim als Sieger aus diesem heiligen Kriege, dann empfing man das Leben zum zweiten Male als geweihte Gabe aus der Hand Gottes, bis dahin aber galt's nur zu bitten: „Lieber Gott, laß uns siegen! Und wenn ich heute fallen soll, dann laß es mich als anständigen Kerl tun und nimm dich der Meinen an!“

— — „Stirbt ein braver Reiterzmann!“ — —

Jetzt kommen wir im Nebel an ein paar schlimm zererschossenen Häusern vorbei. Auf der Schwelle des einen liegt ein Weib, dem ein Granatsplitter die Brust zerrissen hat; das Entsetzen über den jähren Tod starrt noch wild aus den weitaufgerissenen Augen. Wie drohend streckt sich der Arm hinüber zur Pfer, von der das Schicksal gekommen ist. Eine belgische oder englische Granate war's, die hier friedliche vlämische

Bauersleute traf. Waren's wirklich friedliche Bauern? Oder gehörten sie auch zu jenen, die die allgemeine Flucht der Bevölkerung nicht mitgemacht hatten, um, im gefährdeten Lande zurückbleibend, den Kämpfern drüben unsere Stellungen durch nächtliche Lichtsignale zu verraten? Einerlei — Hunderte — Tausende reißt der Tod täglich aus dem Leben, unsere Lieben daheim will der tückische Gegner dem grausen, langsam qualenden Hungertode hinopfern, um unser Geschlecht zu vernichten — wer hat da Zeit, an ein einzelnes Weib aus dem feindlichen Volke auch nur einen überflüssigen Gedanken zu verschwenden? Und doch, Welch ein Glück, daß unserer Heimat wenigstens das Schicksal dieses Landes fast völlig erspart werden konnte!

Da — wir sind an der Yser. Aufgewühlter Lehm an den tiefabfallenden Ufern, ringsum verstreut Waffen und Ausrüstungsgegenstände: belgische Rappis und Patronentaschen, zerbrochene Gewehre und hier und dort auch eine deutsche Fiedelhaube. Der Weg — wenn man die zerstampfte Wagenspur so nennen darf — macht eine kleine Biegung und führt dann durch den hohen Damm ziemlich steil zu der weißplankigen Balkenbrücke hinab, die unsere Pioniere in der Nacht vollendet haben. Mit gleichmütiger Ruhe stehen ein paar der Prachtkerle bei ihrem Werke Wache. Der Rest ihrer Kameraden, soweit er nicht beim Brückenbau mit zerrissenen Gliedern auf den trägen Wassern des Kanals zur Nordsee hinabgetrieben ist, liegt vorn im ersten Schützengraben und sendet dem Feinde zur Rache für die Gefallenen das heiße Blei in die Zähne.



Die Pferde stuzen, als ihre Hufe auf den weißen Bohlen poltern. Bei einem tiefroten, breiten Flecken gehen sie aufgereggt schnarchend mit gesträubten Haaren und gekrümmtem Kreuze vorüber. Ahnt der Dunkelbraune, den ich heute reite, wohl, daß er hier in der Nähe, noch ehe die Sonne herunter ist, toll vor Schmerz in das kühlende Wasser springen wird, um dort die Erlösung von seinen Schmerzen zu finden?

Jenseits der Ufer wieder ein hoher Damm, hinter dem ein fester, wohleingedeckter Schützengraben, unsere zweite Linie, liegt. Hier kommt's einem so recht zum Bewußtsein, was unsere Infanterie, unsere Kriegsfreiwilligen-Regimenter, geleistet haben, als sie im Feuer des Feindes das furchtbare, doppelte Hindernis erzwangen. Drüben, hinter dem hohen Walle, nur wenige Meter von der Ufer weg, der Feind, der sich bis zum letzten Augenblick wie wahnsinnig verteidigt hat, und hier unsere jungen Kerls, einer hinter dem andern über die schmalen, schwippenden Laufplanken hinwegsetzend, davon zwei noch jetzt unterhalb der Brücke übers Wasser führen! So mancher Mutter Sohn ist dabei vom schlüpfrigen Stege hinabgeglitten ins schlammig trübe Wasser der Ufer und hat den Tod gefunden. Aber wer hat Zeit, hinter ihm her zu klagen? —

Auch wir nicht, die wir jetzt am anderen Ufer den steilen Damm emporklettern. Lauert doch auch für uns drüben der Tod hinter den Hecken und Wiesengraben, hinter dem berühmten Eisenbahndamm, der sich knappe 1800 Meter als neues, schweres Bollwerk des Feindes parallel der Ufer hinzieht.

Langsam beginnt sich der Nebel zu lichten, als wir auf dem gepflasterten Damme entlang reiten. Linker Hand, das heißt feindwärts, heben sich aus dem Dunste die Umrisse zweier stark zerschossener Häuser, die mitten in einem flachen, hier und dort von Hecken durchzogenen Wiesengelände liegen. Zwischen den Häusern und dem Damme, gerade da, wo ein schmaler Fahrweg in die Wiesen hinunterführt, stehen — Welch ein erfreulicher Anblick — die zwei Haubitzen, die heute früh schon hinübergebracht worden sind. Ein unwillkürliches Gott sei Dank entringt sich der Brust — also glatt hinüber! Emsig sind die Kanoniere dabei, die Geschütze einzubuddeln. Heute braucht sie keiner zu treiben, wie auf dem Bornstädter Felde daheim, wo es sich im leichten Sande doch so viel bequemer grub als hier im fetten, lehmigen Wiesengrunde! Ich muß dran denken, wie der Wachtmeister Guske auf dem Bornstädt einmal voll Verzweiflung über die Langweiligkeit unserer Kriegsfreiwilligen befahl: „Spaten und Hacken heraus und ein großes Massengrab geschaufelt! Da wollen wir uns dann alle gleich hier hineinlegen. Totgeschossen werden wir, wenn ihr euch nicht ändert, doch im ersten Gefechte bis auf den letzten Mann, und da woll'n wir doch dem Vaterlande das schöne Kanonenmaterial erhalten, das sonst verloren ginge, wenn wir alle tot sind! Ihr verdient's ja gar nicht, als Haubitzenkanoniere ins Feld zu rücken!“

Nun, die Kerlchen haben sich unterdes dieser Ehre doch schon recht würdig gezeigt, und wie sie da jetzt wieder an ihren Haubitzen buddeln, das macht einem



ordentlich Freude zu sehen. Die großen Rasenplacken, die sie sauber aus der Wiese abgestochen haben, liegen an der Seite, um nachher außen um die Brüstungen gepackt zu werden und oben als „Schildeln“ auf die Unterstände gelegt zu werden, wenn alles fertig ist. Lange Zeit ist allerdings nicht mehr, denn der Nebel weicht jetzt schneller, und sobald die Luft klar ist, wird's wohl Pfeffer geben, wenn die drüben uns spiß bekommen haben!

Unsere Pferde werden hinter das eine der zerstochenen Häuser in Deckung gebracht. Wir selbst gehen mit dem Hauptmann Sch., dem Führer der achten Batterie, vor zu dem vordersten Schützengraben, der etwa 300 bis 400 Meter vor uns liegt. Es ist ein recht übler Weg, denn wir müssen dabei durch einen häßlichen, weißlichen Sumpfgraben, in dem wir trotz aller Vorsicht bis an die Kniee versinken; damals war's noch verhältnismäßig trocken, gutes Wetter, später haben wir uns überhaupt nicht mehr um den Sumpf bekümmert, weil wir wie die Frösche darin zu leben gewohnt waren.

Hinter den beiden zerstochenen Häusern, etwa 250 Meter dem Feinde zu, liegt ein größerer Hof — ist's ein Schloß oder ein Kloster gewesen, das können wir, als wir es erreicht haben, nicht mehr recht feststellen, denn auch hier hat der Krieg schon mit seiner blutigen Hand so ziemlich alles Menschliche ausgelöscht. In einem halbeingestürzten, hallenartigen Gewölbe liegen auf Schutt und Trümmern vier tote deutsche Musketiere, still und ruhig, als ob sie schliefen. Sie haben alle Kopfschüsse — der Kampf muß hier

von Haus zu Haus ausgekämpft worden sein, denn in dem jenseits liegenden, schloßartigen Wohnhause finden wir etwa fünfzehn tote Belgier, die auch daliegen, wie sie das tödliche Blei erreicht hat. Merkwürdig — diese bleichen Gesichter mit den dichten, schwarzen Wollhaaren haben alle etwas Wachsfigurenhafes, man steht ihnen kalt und gefühllos gegenüber, und drüben, bei den deutschen Jungens, ist's einem doch so anders gewesen — ist das instinktive Rassefeindschaft, die noch bis über den Tod hinausreicht?

Aber zu tiefsinnigen Gefühlserforschungen ist hier weder Ort noch Zeit — kirrendes Krachen über uns — vier Wölkchen schweben in der Luft um den Hof herum, der Gegner sendet die ersten Grüße in den aufklärenden Morgen hinein.

„Sie scheinen diesen Platz hier besonders zu bedenken,“ sagt der Hauptmann Sch. lachend, „aber das soll uns nicht abhalten, unsere Beobachtungsstelle hier aufzuschlagen. Da oben von dem Giebel muß man eine gute Fernsicht haben.“

Wir klettern über die schuttbedeckte Treppe hinauf und treten in ein Zimmer, das noch leidlich erhalten ist. Auf dem Kaminsims ist sogar noch die Glasvitrine ganz, die über die Porzellanfigur der heiligen Jungfrau gestellt ist. Sanct Peter, der daneben stand, ist von einer verirrtten Flintenkugel getroffen und liegt schwerverlezt zu Füßen des Muttergottesbildes. An den Wänden hängen Familienphotographien. Es müssen wohlhabende Leute der besseren Stände gewesen sein, die im Frieden hier wohnten, und fromm sind sie in ihrer Art wohl auch gewesen,



denn über der Tür hängt der Spruch, den ich in so vielen slämischen Estaminets fand: „Hier vloket man niet“ — hier flucht man nicht. Was lehrt sich der Krieg an solchen Spruch? Eine herzhafteste Verwünschung ist oft ehrlicher als heimtückische Frömmerei, und ich glaube, der liebe Gott hat es uns nicht übel genommen, daß wir das Unglückshaus nachher noch oftmals aus ganzem Herzen verflucht haben!

Aber trotzdem — eine schöne Aussicht hatte man von dem Giebelfenster aus. Rechter Hand lag deutlich sichtbar der Kirchturm von Perwyse — „Perwerse“ haben wir das elende Nest immer genannt, von dem aus die feindlichen Artilleriebeobachter ihr Feuer so geschickt dirigierten — nach links hinüber lag zunächst unser Hauptziel, Gaperts, und dann, weiter nach Süden hin Dixmuede, das wir aber nur nach dem nie vom Himmel verschwindenden Feuerseine feststellen konnten.

Uns gegenüber, etwa in gleicher Richtung mit der Yser verlaufend, führte ein hoher, fester Eisenbahndamm entlang. Der Damm, der verflixte Eisenbahndamm, aus dem die freundlichen Verbündeten schon in Friedenszeiten eine geradezu erstaunliche Feldbefestigung gemacht hatten, mit betonierten Unterständen und besonderen Einbauten für Maschinengewehre und ähnliche gute Sachen. Da saßen sie nun drinn und fühlten sich mordsicher — so sicher, daß die Offiziere sich sogar ihre Pferde mit bis vor gebracht hatten!

Unsere Infanterie lag ein paar hundert Meter davor in mühselig ausgehobenen Gräben und knirschte

mit den Zähnen. Gegen den Damm war ohne fruchtbare Artilleriebeschießung nicht viel zu machen, und als wir nachher in den Schützengraben kamen, wurden wir um so freundlicher aufgenommen, als man nun endlich die Hoffnung fassen konnte, die „andern“ aus ihrem feinen Damm „auszufippen“.

Der Major, dem der Abschnitt gehörte, bewirtete uns sogar mit einem Glase Rotwein; es war buchstäblich nur ein Glas vorhanden, das Reihe herum ging, und jedesmal frisch gefüllt wurde, wenn zwei getränkt waren.

„Ich hatte gestern noch drei!“ erklärte lachend unser Wirt, „aber gerade als wir hier im Unterstande unser kärgliches Mittag einnehmen wollten, haut dich vor uns so ein Bieft von Krakauer rein. Na, unsere Bude fing so an zu wackeln, daß zwei Gläser minus machten. Schade um den schönen Rospohn, der drin war, aber 's ist schließlich immer noch besser, als wenn wir selbst hätten dran glauben müssen. Nun gebt's ihr denen da drüben aber mal tüchtig, verdient haben sie's, das weiß Gott! Außerdem sind's zum großen Teile auch Engländer, die da sitzen, und das macht dann ja doppelten Spaß!“

Hei, ja, auf den Spaß freuten wir uns auch alle. Wenn bloß erst die Abtheilung über das verdamnte Wasser wär! Es war unterdessen schon völlig klar geworden, und als wir zu den beiden Haubizen zurückgingen, pfefferten uns unsere Kollegen von drüben ein paar Schrapnells nach, die ganz entschieden gut gemeint waren und uns ganz persönlich galten. Aber sie erreichten ihren Zweck nicht, weil sie wieder mal



viel zu hoch lagen, so daß der Hauptmann Sch. gutgelaunt meinte:

„Ich würde mindestens zwei tiefer nehmen lassen, aber es ist doch besser, die Dufels behalten ihre alte Erhöhung bei.“

Übrigens bot sich den „Dufels“ ein paar Minuten später ein lohnenderes Ziel als unsere kleine Gruppe. Gerade als wir wieder bei den Geschützständen anlangten, ritt unser Abteilungsstab über den Dferdamm zu uns herunter. Donnerwetter, fingen die Kerls da eine Kanonade an! Es krachte und prasselte eine ganze Weile um uns herum, als ständen wir mitten im Gewittersturm, aber der „Mann an der Dfer“ lachte nur sein trodenes, spöttisches Lachen.

„Auf mich könnt ihr meinethwegen soviel ballern, als ihr wollt, wenn ihr mir nur meine Haubizen in Ruhe laßt. Also Kinder — die ganze Abteilung steht drüben und fährt jezt batterieweise ein. Reihenfolge: Rest der achten, siebente, neunte Batterie, und nun mit Gott! Ich wär' lieber in der Nacht rübergefahren, und wenn wir schon beim Auffahren zugedeckt werden, dann sagt nicht, euer Major sei der Stümper!“

Weiß Gott, von uns allen hätte das keiner auch nur gedacht, denn wir kannten ihn und hatten schon oft genug erfahren, was es heißt: unter einem gewandten, alles ins Auge fassenden Führer zu fechten! So schonungslos er sein konnte, wenn's der Augenblick erforderte: nutzlos hätte er nie einen Mann oder ein Pferd geopfert.

Und dann kam das Schönste der ganzen Zeit, die wir an dem Uferwasser zugebracht haben. Der Vorderreiter der ersten Haubitze erschien über dem Damm, und es folgte das ganze Gespann nach. Ruhig und gemächlich, als gälte es eine Spazierfahrt, gondelte das Geschütz den Damm entlang, ihm nach ebenso ruhig das nächste. Die Kerls kümmerten sich um nichts anderes, als um ihre Instruktion, und die hieß: „Ohne besonderen Befehl wird nur im Schritt eingefahren.“

Allerdings hatten sie auch ein beruhigendes Vorbild an dem vorführenden Offizier. Der Oberleutnant Dr. B. saß heute viel gemütlicher auf seiner starken braunen Stute als damals, da wir gemeinsam von Großbeeren einen Pferdetransport nach Potsdam brachten. Die unvermeidliche Zigarette hing ihm schief im Mundwinkel, und sein hageres, fluges Gesicht erinnerte heute noch mehr als sonst an das seines großen Namensvetters, eines unserer berühmtesten Führer in der Kolonialpolitik.

Aber der Mann an der Ufer war doch nicht ganz einverstanden mit dieser behaglichen Ruhe.

„Donnertwetter, mein lieber B.,“ rief er ihm zu, „wir sind hier schließlich doch nicht ganz auf dem Bornstädt! Lassen Sie antraben!“

Als wenn der Befehl zum Antraben für die drüben das Signal zur Feuereröffnung gewesen wäre, ging's jetzt los. Zischend und heulend kommt's durch die Luft. Sekundenlang hält wohl jeder den Atem an und blickt hinüber zum Damm, über den unsere Haubitzen zum feuchten Wiesengrunde hinunterrasseln.



„Tuihuihui rrrch! Bau — Bau — Bau — Bau!  
 Da, die erste Lage hat verdammt scharf gefessen, die  
 Kerls müssen die Entfernung bis zum Damm bei-  
 nahe auf den Meter genau kennen, nur daß sie Gott  
 sei Dank wieder zu hoch schießen! Aber zur ruhigen  
 Beobachtung der einzelnen Lagen ist jetzt keine Mög-  
 lichkeit mehr — es sind mindestens drei Batterien, die  
 auf mehrere Entfernungen gleichzeitig unsere auf-  
 fahrende Abteilung besunken. Rechts und links von  
 dem Wege, der zur Wiese hinabführt, kracht's fort-  
 während. Es sieht fast aus, als wäre die schmale  
 Einfahrt von zwei feurigen Büschen flankiert, die zum  
 festlichen Willkomm hier entzündet wären.

Atemlos verfolgen wir das Schauspiel. Die Schrap-  
 nell's und Granaten — sie bedenken uns mit beiden  
 Sorten — die uns selbst um die Ohren fliegen, spüren  
 wir überhaupt nicht; das ist ja so gleichgültig, wenn  
 nur da am Wege alles gut geht!

Da — jetzt kracht's drei Schritt vor dem Vorder-  
 reiter eines Munitionswagens auf der Wiese ein!  
 Der Rauchpilz der Granate hüllt eine Sekunde alles  
 ein, und Erdklumpen und Schlamm spritzen bis zu uns  
 herüber. Im nächsten Augenblick wird ein Knäuel von  
 zudenden Pferde- und Menschenleibern sich an der  
 Stelle wälzen und — aber nein! Der Junge, der  
 Fahrer — schade, ich weiß seinen Namen nicht — hat  
 seine zurückgeprallten Pferde schon wieder in der Ge-  
 walt; beiseite reißen kann er sie nicht mehr, und so  
 setzt er im Galoppsprunge über das frisch aufgewühlte  
 Granatloch hinüber, und die andern Reiter ihm  
 nach, daß der schwere Munitionswagen durch die

Luft fliegt wie ein leichter Sandschneider. Da — aber doch! Einer ist getroffen! Ein Kanonier wälzt sich am Boden, während die folgenden Wagen und Haubitzen nun auch im Galopp über die Wiese sausen. Aber nein — da springt ja auch der Gestürzte wieder auf, sieht sich etwas bösig in der Welt um und — fängt dann ganz gemütlich an, sich den Schmutz von den Sachen zu klopfen!

„Also — so ein verflixter Bengel,“ knurrt der Major, „erst jagt er einem 'nen Schrecken ein, und dann macht er noch nicht mal, daß er schleunigst zu seiner Batterie kommt! Willst du wohl, du Sackermenter!“

Da müssen wir bei aller Ehrerbietung alle herzlich über unseres Chefs Entrüstung lachen, und damit ist der Wahn, der uns wenn auch nur für Augenblicke umfassen hat, gebrochen.

„Die treffen ja doch nichts!“ — wie ein unerschütterlicher Glaube setzt sich diese Überzeugung in uns fest und enttäuscht uns auch nicht. Wie durch ein wahres Gotteswunder wird nicht ein Mann oder ein Pferd auch nur geritzt, trotzdem der Gegner uns mit Geschossen geradezu überschüttet. Wer in solchen Augenblicken nicht die gütige Hand Gottes über sich verspürt, der muß wie ein starrer, fühlloser Stein sein.

„Friede, schreiben Sie ins Kriegstagebuch: Heute, ein Uhr dreißig nachmittags, ging die Abteilung im vollen Granatfeuer über die Pser. Mann und Pferd haben sich dabei benommen, als gehörten sie einer alten Truppe an. Verluste keine!“



Auf das Lob, das der Führer dem Abteilungsadjutanten Frike M. so in die Feder diktierte, waren wir alle stolz. Was galt jetzt noch der eitle Kummer von ehemals, da wir die Gardelitzen ablegen mußten, um als schlichte Linientruppe ins Feld zu ziehen, was galt all der Arger, den wir mit unseren Kriegsfreiwilligen im täglichen Kleinram des Dienstes noch heute in gerütteltem Maße hatten — das alles verschwand ja doch in diesem Augenblicke, da unser Major uns das Zeugnis ausstellte: unsere Kerls haben sich benommen wie eine alte Truppe! Hei, wie so manches Mal hatten wir neidvoll auf die Kameraden des Korps gesehen, das an unserm rechten Flügel focht! Dessen Fahnen hatten schon vor Mecheln und Antwerpen die Feuertaufe erhalten, der alte Ruhm der Brandenburger Stammregimenter war von diesem Reservekorps, das gleich bei der Mobilmachung, aus Kerntruppen aufgestellt, ins Feld ziehen durfte, erneuert worden — aber jetzt hatten sie auch nichts mehr vor uns voraus, wir waren ihnen mit unseren Jungen ebenbürtig geworden! Und unsere schon stark gelichtete Division hat später, an ihrem Ruhm- und Ehrentage, dem Tage von Bixchote, dem denkwürdigen 10. November, noch einmal ganz besonders zeigen dürfen, daß die Kriegsfreiwilligen den Alten nicht nachstanden.

## Kriegsfreiwillige beim Haferladen

Heute hatte aber von meinem engeren Kreise noch der lange Stüwe seinen Ehrentag. Der Oberleutnant Dr. P. mußte mit dem Richtkreis in eine sehr weit vorgeschobene Beobachtungsstelle, um vor dem letzten Schützengraben die Grundrichtung aufzunehmen, während sich unsere Batterien eingruben.

„Zwei Freiwillige gehen mit,“ befahl der Major, und siehe da, der lange Stüwe kniff mich vor Aufregung, daß ihm das Glück etwa nicht blühen könnte, beinahe in den Arm. Ich drängte mich fast unbescheiden vor, um dem guten Schlot einen Platz bei der Expedition zu sichern, und siehe, es glückte. Der Oberleutnant P. zog mit ihm und Kohde von dannen.

„Korpsstudenten und Burschenschaftler in traulichem Verein!“ bemerkte lachend der Hauptmann Sch. „Und spaßig, die beiden S. C.=Leute trotz des Drecks, durch den sie heute schon hindurch sind, noch immer wie aus dem Ei gepellt, und Ihr braver Stüwe sieht doch reichlich so aus wie einer der wilden Männer aus dem preußischen Wappen, nur daß die kein Feldgrau tragen.“

Es war wirklich wahr. Der kleine Kohde blieb trotz seiner Jugend immer der sehr wohlgezogene, ruhigfeine Korpsstudent. Es war eine richtige Beruhigung, den Jungen im Beobachtungsstand oder irgendwo anders, wo es recht heiß herging, neben sich zu haben. Nicht als ob das bei Ehren-Stüwe nicht auch der Fall gewesen wäre, aber er war eben doch ganz



anders, viel naturwüchziger. Sechs Schuh hoch stand er etwas latschig in seinen schweren, z-beinigen Reiterstiefeln, an denen meistens ein Absatz fehlte, und erinnerte in seiner ausgewachsenen, schon reichlich schmutzigen Uniform an eine Soldatenkarikatur, die etwa Heinrich Zille gezeichnet haben könnte. Dabei war er, als er sich seinerzeit in Potsdam zum Dienst stellte, in einem sehr eleganten, fast stutzerhaften Zivilanzug gekommen. Aber seit wir im Kriege waren, hatte er sich offenbar die spanische Königin als Vorbild erwählt, die sich, wenn ich recht unterrichtet bin, während der Dauer der Erbfolgekriege nicht wusch und auch ihre Leibwäsche nicht wechselte. Ob Stüwe auch diesen letzten Voratz getreulich durchgeführt hat, weiß ich nicht genau, auf dem besten Wege dazu war er jedenfalls; gewaschen hat er sich, solange ich mit ihm gearbeitet habe, zum mindesten nur äußerst selten. Für einmal kann ich allerdings bürgen, denn da habe ich's ihm selbst befohlen. Er sagte ganz verzagt:

„Herr Wachtmeister wollen mich doch nicht ins Unglück stürzen! Ich will mich ja, falls Bedarf vorhanden ist, gern totschießen lassen, dazu mache ich ja diese Reij' na Bellingen mit, aber bedenken Herr Wachtmeister bloß, eine Todesanzeige, in der es heißt: ‚er starb an einer Erkältung infolge unzeitgemäßen Waschens den Heldentod‘ — nein, Herr Wachtmeister, das können Sie mir doch nicht antun!“

Schließlich haben wir uns damals nur auf die Hände als das Notwendigste geeinigt, und Stüwe meldete mir hinterher mit strahlendem Gesicht — nein, mehr mit strahlenden Händen, daß er das

Wasser in der Schüssel habe „in Stücke schneiden“ müssen, so viel „Stoff“ hatte es aufnehmen müssen. Später — aber das war Wochen nach dem Tage, von dem ich hier spreche — hat sich Onkel Stürme einmal doch vom Kopf bis zu den Füßen gereinigt, nämlich als er das wohlverdiente Eisene Kreuz von unserm Major angeheftet bekommen sollte. Da sah der lange Kerl mit dem klugen, zerhauenen Gesicht wirklich propper aus, aber leider erklärte er, da das Kreuz in diesem Feldzuge voraussichtlich seine einzige Auszeichnung bleiben würde, so würde er wohl auch nicht mehr allzuoft zum Waschen kommen.

Aber trotz dieser für einen Soldaten nicht gerade sehr lobenswerten Mißachtung seiner äußeren Erscheinung war er doch einer der besten und brauchbarsten Kerls, die man sich nur denken konnte. Als er damals an der Pfer mit den beiden S. C.-Leuten einträchtiglich von dannen zog, war ich eigentlich doch um seine und der anderen glückliche Wiederkehr etwas besorgt, denn da vorn, wo sie hin sollten, war eine äußerst windige Ecke, davon hatten wir uns schon am Morgen überzeugt. Aber schließlich — Unkraut vergeht nicht, und nach einer Stunde kehrten die zwei Kriegsfreiwilligen mit der Telephonstrippe, die sie bis vorne hingelegt hatten, höchst fidel zurück und stellten so den Anschluß her. Und dann erklärten sie beide, wieder zurückzumüssen, da sie den Oberleutnant Dr. P. doch nicht den Richtkreis allein tragen lassen könnten, mit dem er zurückgeblieben war.

Es lag entschieden ein Zug von ritterlicher Romantik in manchen der Kriegsfreiwilligen. Schneid



hatten sie alle, und jeder wollte sich gerne irgendwo auszeichnen. Ob es nun Stüwe war oder sein Widersacher, Herr Baldauf, unser gestrenger Küchenchef. Zwischen den beiden herrschte nämlich noch von Potsdam her zuerst sogar eine erbitterte Feindschaft, warum weiß ich nicht mehr; jedenfalls ließ Herr Baldauf den anderen sein materielles Übergewicht als Herr der Speisen im Anfang öfter schwer empfinden. Alles, was so zu unserm kleinen Kolonnenstabe gehörte — die Meldereiter, unsere Burschen, die Trompeter und wer sich noch dazu fand, wurde nämlich mit bei unserer Kochgemeinschaft verköstigt und stand sich nicht schlecht dabei. Und da gab es zuerst Streitigkeiten zwischen Herrn Stüwe und Herrn Baldauf, da es letzterem nicht gefiel, für seinen alten Widerpart mitsorgen zu müssen. Schließlich war ich sogar einmal gezwungen, selbst sehr ernst einzugreifen, als ich, nachdem der Oberleutnant v. R. eine Batterie bekommen hatte, die Führung der Kolonne übernommen hatte. Seitdem herrschte Ruhe und Frieden, und die buntgemischte Gesellschaft unserer Kochgemeinschaft lebte fortan in Frieden.

Das Hauptverdienst an diesem Frieden hatte allerdings mein getreuer Bursche Ottchen Krüger, der mit seiner echt pommerischen Ruhe und seinem trockenen Wiß gewissermaßen das verbindende Element unter den verschieden gearteten Charakteren war. Er war es auch, der es am besten verstand, die leicht erregbare Künstlerseele unseres Baldauf zu beruhigen. Wenn an Baldauf der Ehrgeiz zu nagen anfing, und es ihn von seinen Kesseln, wo er doch eine für uns

alle so notwendige und segensreiche Tätigkeit ausübte, ins wilde Schlachtgewühl fortzog, schlug er ihm vor, eine Requirierfahrt zu unternehmen. Dann zogen die zwei Getreuen mit ihren Karabinern durchs verwüstete Land und suchten, ob sie in einem der verlassenen Höfe und Gärten noch etwas Brauchbares für unsere Küche fänden. Baldaufs Erfolge, die er stets bei solchen Zügen hatte, lagen darin begründet, daß er immer möglichst weit nach vorn ging, in Gegenden, die wegen ihrer „Feuergefährlichkeit“ noch weniger abgegrast waren. Und Ottchen Krüger berichtete einmal in seiner trockenen Weise: „Dieser Baldauf ist ein ganz gefährlicher Kerl! Heute wären wir wieder einmal wegen ein paar Strünken Rosenkohl bei einem Haare von den Granaten erwischt worden. Und das ist doch eigentlich nicht schön, wenn dann in der Todesanzeige steht: ‚beim Kohlpflücken starb den Heldentod fürs Vaterland‘ — — —“

Ich mußte ihm erst klar machen, daß jeder, der hier im Felde blieb, ob er nun am Geschütz, beim Munitionssersatz oder während er für seine hungrigen Kameraden sorgt, getroffen wird, einen ehrenvollen Tod stirbt. Da gab er sich denn zufrieden — außerdem kannte ich Ottchen und wußte, daß er sich im Grunde ebensowenig aus den Krakauern machte wie sein ehrgeiziger Freund und Küchenmeister.

Nebenbei hätten wir ein paar Tage später ebenso gut wie die beiden den Tod beim friedlichen Fouragieren finden können. Da vorn an der Pfer hatten die armen Gäule unserer Batterie so gut wie nichts zu fressen. Sie standen zum Teil hinter dem hohen



Schützengraben dicht am Kanal, zum Teil in einer Bodensenkung auf dem anderen Ufer, machten trübseelige Gesichter und gnabberten an dem kurzen, niedergetrampelten Wiefengrase. Für die Mannschaften in den Batterieständen wurde hinten gekocht, und unser wackerer, gemüthlicher Zahlmeister Onkel Baudach kam tagtäglich mit seiner Kesselsonne in die Feuerstellung gefahren. Aber für unsere armen Pferde konnte er in seinen kleinen Karren — Gulaschkanonen hatten wir als völlig aus dem Nichts heraus geschaffene Truppe leider nicht — nichts heranschleppen. Aber als die Klage immer größer wurde, kam mir der Gedanke: „Was der Zahlmeister für die Menschen kann, kannst du für die Pferde!“ Am kleinen Wladisloo-Kanal, wo wir unser Kolonnenbivak hatten, war noch genügend unausgedroschenes Haferstroh; warum sollte man davon nicht ein paar tüchtige Fuhrer zur Pser bringen? Mein Vorschlag fand beim Abteilungsführer Zustimmung, und am nächsten Morgen zog ich mit vier Gespannen auf die Suche nach Erntewagen. Nach nicht allzulanger Zeit hatten wir vier große, vierrädrige Wagen „gefunden“, mit denen wir nun auf einen schönen, geräumigen Hof zogen, wo ich noch ein paar tüchtige Hafermieten mußte.

Der Bauer — übrigens war der Mann, eine Seltenheit in der Gegend, als einer der wenigen auf seiner Besizung zurückgeblieben — sah uns ungern kommen. Er jammerte sehr, daß wir ihm sein kostbares Haferstroh wegnehmen wollten, denn wovon solle er dann sein Vieh füttern! Der arme Mann

tat mir herzlich leid, er mußte dafür leiden, daß sich die Regierung seines Landes mit unseren Feinden verbündet hatte und daß nun dieses unglückliche Land in so furchtbarer Weise verwüstet ward. Aber was half's? In solchen Momenten habe ich immer an unser verwüstetes, ausgeplündertes Ostpreußen gedacht, wo die russischen Räuber alles mutwillig zerstört haben, und dann kam man über die nutzlosen, wehleidigen Gedanken schneller hinweg. Sollten denn unsere armen Pferde da vorne verhungern?

„Warum habt ihr mit uns Krieg gemacht, guter Mann, nun müßt ihr alle darunter leiden!“

Aber schließlich war der Bauer ganz zufrieden, als ich ihm ordnungsmäßig unterstempelte Gutscheine für seinen Hafer gab; von seinen belgischen Landsleuten und ihren englischen Bundesgenossen, die vor uns hier gewesen waren, war er nicht so gut behandelt worden.

Das Laden der Fuhren ging übrigens nicht ganz ohne Schwierigkeiten vor sich. Ich hatte früh dem etatsmäßigen Wachtmeister gesagt, ich wollte unter den Leuten, die ich mitnahm, möglichst einen Landwirt haben, und als solcher wurde mir Herr Rasche, ein härtiger, kräftiger Mann empfohlen. Einigermaßen nachdenklich stimmte mich bei meinem landwirtschaftlichen Sachverständigen die große Hornbrille, die ihm ein etwas zu gelehrtes Aussehen verlieh, aber der struppige Vollbart und die vor Gesundheit strotzenden roten Backen hoben den Eindruck der Brille reichlich wieder auf.

An Ort und Stelle stellte sich aber doch heraus, daß meine Brillenahnung mich nicht betrogen hatte.



Herr Rasche war zwar Landwirt, aber seine Erfahrung im Strohladen begründete sich auf ein fünfsemestriges Studium auf den landwirtschaftlichen Hochschulen zu Halle und Bonn und auf eine einjährige praktische Thätigkeit als Volontär auf einem großen Gute in Ostpreußen! Lieber Gott, — mir fielen bei dieser Entdeckung meine Sünden ein! Ich dachte der Zeit, da ich vor sechzehn Jahren einem Königlich Preussischen Ökonome in gleicher Eigenschaft beinahe die Kränke an den Hals gärgert hatte! Wenn Herr Rasche ähnlich wie ich damals Fritz Triddelfitz gespielt hatte, dann konnte ich mich gefälligst selbst auf den Haferwagen stellen und als wohlbestallter Sektionsführer eigenhändig die Fuhren packen und so nachholen, was ich in alter Zeit im schönen Woltersdorf veräußert hatte!

Aber es ging zum Glück einigermaßen. Trotzdem Herr Rasche als Sohn reicher Berliner Eltern wohl von Hause aus nicht allzuviel landwirtschaftliches Blut in den Adern hatte, machte er seine Sache ganz gut; von unten aus dirigierte ich ihn und paßte auf, wenn er nach der einen oder der anderen Seite Schlagseite zu laden drohte, und schließlich hatten wir alle vier Fuder einigermaßen vorschriftsmäßig vollgeladen. Wenn Herr Rasche später einmal als Großgrundbesitzer auf seiner eigenen Scholle sitzt, wird er gewiß mit Befriedigung an diese vier Fuder denken, die zudem im Feuer geladen wurden. Denn nicht allzu weit hinter uns stand eine schwere Mörserbatterie, die, während wir unserm friedlichen Geschäfte nachgingen, eins nach dem andern ihrer schwe-

ren Geschosse über uns wegandte. Die von drüben fühlten sich bemüht, darauf zu antworten, aber sie reichten nicht recht bis zu den Mörsern hin, und die meisten ihrer Schüsse kreppten kurz vor und rechts neben dem Hofe, auf dem wir arbeiteten.

Wir fühlten uns zwischen den hohen Getreidemieten dabei ziemlich sicher und geborgen, allerdings wären wir wahrscheinlich eines anderen belehrt worden, wenn eine der freundlichen 15-cm-Granaten hineingeflogen wäre, denn ich habe später mehrfach gesehen, wie eine Strohmiere bei solcher Gelegenheit in die Luft ging.

Übrigens hatten wir auf dem Hofe auch sonst noch Glück. Dort lag ein Küchenkommando von der Infanterie, und die Glücklichen hatten gerade eine ganze Ladung Brot bekommen, das sie vor in die Schützengräben bringen sollten. Brot war in der ersten Zeit ein sehr rarere Gegenstand bei uns, denn die regelmäßige Brotverpflegung setzte eigentlich erst ein, nachdem wir wegen der Überschwemmung von der Djer abrücken mußten, und hat dann allerdings auch bis zuletzt nie versagt. Als es mir nun hier gelang, den Infanteristen ein paar Kommissbrote abzubetteln, glaubte ich, eine besonders große Heldentat begangen zu haben. Drei Brote wurden dem Abteilungsstab vorbehalten, zwei unserer Küche und die übrigen zwei wurden sofort von meinen Haferleuten und mir redlich aufgeessen, wobei der brave Schweppermann Kasche als Lohn für seine Leistungen eine doppelte Ration bekam. Dann ließ ich meine Rumflasche einmal herumgehen, und nach diesem köst-



lichen Frühstück wackelten wir auf dem aufgewühlten Wege zur Pfer vor.

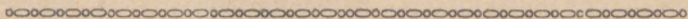
Stolz ritt ich meinen Fudern voran und rief überall, wo ich vorbeikam, Neid und — auch Gelächter hervor. Die Infanteristen fragten, ob ich ihnen das Stroh zum Auspolstern ihrer Schützengräben brächte — und wir mußten nachher tatsächlich bei dem kostbaren Futter einen Posten aufstellen, sonst hätten sie uns nichts davon übrig gelassen. Aber als ich mit der ersten Fuhre über die Pionierbrücke an der Pfer wollte, erhielt meine Freude einen sehr kräftigen Dämpfer. Der Ordonnanzoffizier von der Division kam mir schon diesseits des Kanals entgegen, rief mir ein zorniges Halt zu, und dann mußte ich mit zu dem hohen Herrn kommen, der jenseits auf dem Damme stand.

Ich will das etwas einseitige Gespräch, das die Erzellenz mit mir führte, hier nicht wiederholen, da es nicht gerade sehr ruhmreich für mich war. Nur soviel will ich verraten, daß mir eindringlich klar gemacht wurde, es lohne sich nicht, wenn wegen meiner plundrigen Hafersfuhren die ganze Brücke entzwei geschossen würde.

Das sah ich natürlich ein; ich hatte mir in meines Nichts durchbohrendem Gefühle aber eben vorher nicht denken können, daß das Feuer, mit dem die von drüben bei unserm Herannahen wieder mal in die Gegend um die Brücke funkten, uns gegolten haben sollte. Na, um es kurz zu machen: belehrt und belämmert gebot ich meinen Fuhren, ein Stück von der Brücke ab aufzufahren, und dann haben Herr Rasche

und ich eine kunstgerechte Miete aufgesetzt, in die ich meinen ganzen Kummer über den wohlverdienten Anpiff hineinbaute.

Den Rest dieses Kummers durfte ich nachher mit einem Schnaps hinunterspülen, den mir der Major eigenhändig kredenzte, als ich ihm das Vorhandensein der Kaschischen Miete meldete. Herr Kasche aber hatte fortan unter seinen Kameraden den Ruf eines landwirtschaftlichen Sachverständigen und wird es gewiß noch einmal zum Landesökonomierat bringen.





## Heute rot – morgen tot

Am Abend dieses ereignisreichen Tages hatten wir übrigens noch einen recht interessanten Besuch in unserer Batteriestellung oder wenigstens in dem Schützengraben, der hinter dem Damme an der Dser lag.

In diesem Graben konnte man sich nämlich selbst beim stärksten feindlichen Feuer sehr gemütlich aufhalten, und wir hatten uns da eine gemütliche Ecke gemacht. Da saßen wir zu dritt und unterhielten uns mit dem Hauptmann Sch., der oben auf dem Damme mit dem Scherenfernrohr beobachtete. Kommt auf einmal ein dicker, freundlich aussehender Herr im bürgerlichen Sportsgewande über die Brücke gestapft, so ruhig und vergnüglich, als ginge er irgendwo im Tiergarten spazieren. Es war allerdings gerade um die Zeit, wo die von drüben ihren Kaffee kochten. Dann schossen sie nicht, wie sie überhaupt ganz genaue Eßpausen einhielten, nach denen man sich richten konnte.

Der dicke Herr schwenkte seine Mütze, als er uns sah, und rief: „Na endlich, da habe ich sie ja, die ...te Feldartillerie! Grüß Gott, meine Herrn, oder vielmehr: Gott strafe England, wie man jetzt als guter Deutscher sagt. Tja, Gott strafe es! Aber nun — ach so, gestatten Sie, daß ich mich erst vorstelle, Gebhard aus Frankfurt, natürlich an der Oder, immer an der Oder, nicht etwa am Main — na, hier ist es wohl mehr an der Dser — also Gebhard aus Frankfurt a. D., mit Liebesgaben an der Front gewesen. Komme, um meine beiden Jungens auf 'nen Sprung

zu besuchen, die bei Ihrem Regimente als Kriegsfreiwillige stehen. Können Sie mich wohl hinführen?“

Na, das war ja ein famoser alter Papa. Wir nötigten ihn denn auch gleich in unseren Salon hinein und boten ihm erst mal einen Schnaps an. Aber davon wollte er nichts wissen.

„Oh, das wäre! Ich komme hier vor an die Mjere und soll euch armen Schludern — pardon, meine Herrn, das fuhr mir so raus, aber wenn ich diese Mjere sehe, dann wundert's mich, warum sie eigentlich nicht die Misere heißt — also ich soll Ihnen den Schnaps wegtrinken? Nee, da kennen Sie Gebhard aus Frankfurt a. D. schlecht. Entschuldigen Sie mal einen Augenblick, ich will bloß mal —“ und schwupp, ehe wir's uns verdachten, war er wieder über die Brücke hinüber und kam nach ein paar Minuten mit ein paar Paketen unterm Arme zurück.

„Hier, meine Herrschaften, hier — Gebhard aus Frankfurt a. D. wird doch nicht mit leeren Händen zu den Regimentskameraden seiner Jungens kommen, wenn sie auch bei einer anderen Abteilung stehen!“

Die kleinen Gebhards aus Frankfurt a. D. standen nämlich bei unserer ersten Kanonenabteilung, die ganz an unserm rechten Flügel ihre Stellung hatte. Da es dort gerade in diesem Augenblicke Pfeffer gab, — die auf der anderen Seite hatten wahrscheinlich ihren Kaffee schon ausgetrunken —, hatten wir dem freundlichen Liebesgabenonkel geraten, so lange zu warten, bis es ruhiger würde, und indessen bei uns vorlieb zu nehmen.



Wir fuhren gar nicht schlecht dabei, denn unser Gast, oder besser gesagt, unser Wirt, — das wurde er alsbald — verehrte uns eine Flasche guten Cognac, Zigarren, Zigaretten und als bestes eine Kiste der köstlichen, großen belgischen Trauben. Er fühlte sich sehr behaglich bei uns, und seine Zufriedenheit wuchs noch, als uns der Major auf einen Augenblick beehrte. Unser guter Abteilungsadjutant, der über eine besonders feine Nase für solche Sachen verfügte, hatte nämlich herausbekommen, daß bei uns ein Fest gefeiert wurde. Und so hatte er in seiner List den Major zum Beobachtungsstande des Hauptmanns Sch. gelockt, hinter dem wir hockten. Der Major meinte, es sei doch ein rechter Gegensatz: die wundervollen Trauben des Liebesgabenmannes und der Schlamm und Schmutz, in dem wir hier steckten. Aber gerade darum schmeckten sie uns so gut.

Aber ob nun die von drüben das verstärkte Leben in unserer Ecke gemerkt hatten oder ob ihre Kaffeepause sowieso vorüberwar — jedenfalls gingen sie auf einmal an, wie närrisch nach uns herüber zu funken. Es regnete eine ganze Weile Schrapnell's immer über unseren Salon weg. Man sah die Kugeln im Wasser aufspritzen wie große, dicke Hagelschloßen, und der alte, lendenlahme Apfelfahn, der neben unserer Brücke am Lande lag — er war zuerst mit beim Übergang benutzt worden, dann aber, als er, von ein paar Volltreffern lech geschossen, zu sinken anfang, ans Ufer geschoben worden — bekam noch ein paar Schrapnellhülsen in seine Rippen, daß es krachte.

Herr Gebhard aus Frankfurt triumphierte.

„Donnerwetter,“ rief er ganz glücklich und zog sich die Mütze über die Ohren, als bände ein alter Ritter die Sturmhaube fest, „nu kriege ich gleich hier promptest meine Feuertaufe! Was die jungen Gebhards können, das kann der alte auch. Schade, schade, daß ich schon ein zu alter Knacker bin, um den Kummel immer mit Ihnen mitzumachen!“

Auf einmal spürte ich einen heftigen Schlag zwischen den Schulterblättern dicht neben der Wirbelsäule, so als wenn mir einer mit einem Lotschläger einen Hieb versetzte. Im ersten Augenblick dachte ich, es machte sich jemand einen schlechten Spaß mit mir, aber dann merkte ich, was los war: neben mir fiel etwas zu Boden, eine — schon ziemlich matte — Schrapnellkugel war's gewesen, die da so freundlich anklopfte. Nun kannte Herr Gebhards Freude keine Grenzen mehr.

„Donnerwetter! Dicht neben mir ist beinahe einer verwundet worden! Kee so was! Da werden sie sich aber zu Hause wundern, wenn ich das erzähle! Schade eigentlich —“. Was „eigentlich schade“ sein sollte, verschluckte der Gute, ich habe ihn aber im stillen Verdacht, daß er es eigentlich noch hübscher gefunden haben würde, wenn die Kugel richtig durchgeschlagen wäre und er mich im Triumph als „seinen Verwundeten“ hätte mit nach Hause nehmen können. Aber so gut ich's bei ihm gewiß gehabt hätte, ich war doch ganz zufrieden, daß ich dableiben konnte, und ertrug den Spott der andern mit gutem Humor. Die sprachen nämlich offen aus, es sei von mir un-



gastlich, daß ich mich zu Ehren unseres Gastes nicht hätte verwunden lassen; allerdings meinten sie, es wäre insofern doch etwas peinlich für mich gewesen, als ich den Schuß in den Rücken bekommen haben würde, und das machte doch bei denen zu Hause immer einen schlechten Eindruck.

Herr Gebhard erklärte aber, er würde in diesem Falle für mich gezeugt haben, daß die Kugel „anständig erworben“ sei — kurz er war, als er sich schließlich, nachdem es ruhiger geworden war, von uns verabschiedete, um in Begleitung eines Meldereiters seine Söhne aufzusuchen, höchlichst befriedigt und vernünftiger Laune.

Er hatte auch gerade einen guten Tag getroffen; am nächsten Tage schon würde er uns in einer ganz anderen Stimmung gefunden haben. Der Hauptmann Sch., mit dem wir noch am Abend vorher so fröhlich gescherzt hatten, wurde in seinem Beobachtungsstande, den er wieder in dem stark beschossenen Hause vor unseren Stellungen eingerichtet hatte, von einem Schrapnell getroffen und war sofort tot.

Mitten in der Feuerleitung, gerade als er das erfolgreiche Feuer seiner Batterie auf den verfluchten Eisenbahndamm durch den Ruf: „Seht nur, wie sie laufen!“ feststellte, riß ihn das tödliche Geschloß vom Scherenfernrohr weg. Knapp eine halbe Stunde vorher hatte ich noch dort neben ihm gestanden, um mir von unserm Kolonnenführer, der mitbeobachtete, einige Anweisungen zu holen, und da hatte er mir in seiner freundlichen Weise noch die Stellungen der Gegner erklärt und lachend dabei gesagt: „Es ist

immer gut, wenn möglichst viele von uns genau da vorne Bescheid wissen, denn wer weiß, wen alles von uns es hier in dieser Ecke trifft!"

Und nun hatte es ihn wirklich getroffen. Er lag, ein stiller Mann, in dem Putzzimmer, und die Familienbilder von den Wänden glockten höhnisch auf den gefallenem Gegner ihres Landes herab.

Wir bekamen die Nachricht beim Abteilungsstande durchs Telephon und dann ging's zur Batterie zurück: „Die achte Batterie hört auf das Kommando des Oberleutnants v. R., der das Weiterfeuern leitet,“ — wie beim Exerzieren, wenn angenommen wird, der Batteriechef sei gefallen, und der nächstälteste Offizier ruft: „Batterie hört auf mein Kommando!“ Nur, daß es hier bitterer Ernst war.

Und dann haben wir am Abend an der Yser ein stilles Soldatengrab gegraben und ihn sanft hineingebettet. Blumen hatten wir aus dem Garten des Hauses geholt, wo er gefallen war. Wir durften ihm nicht einmal die drei Ehrensalven geben, weil überflüssiges Infanteriefeuer so dicht am Feinde verboten war, aber seine Haubitzen haben ihm noch in derselben Nacht ein Grab- und Rachelied gesungen. Noch mancher stiller Hügel hat sich in jenen Tagen um unsere Stellungen gewölbt, über den dann die Fluten der Yser hinweg wuschen, als der Feind in seiner Not sein eigenes Land erkaufte, um sich vor uns zu retten. Die Stätte der Gräber wird heute kaum noch zu finden sein, aber die dort den letzten Soldatenschlaf schlafen, werden doch immer unvergessen bleiben.



Ein leuchtendes Feuermal loderte am Himmel in der Nacht, als wir den Hauptmann Sch. begruben. Das Petroleumtank von Dirmuiden war in Brand geschossen worden, und wie eine hohe, flackernde Feuerfäule schlugen die Flammen daraus gen Himmel und warfen ihren Schein bis hinüber auf unsere stille Arbeit.

Am nächsten Tag bekam ich die Führung der Kolonne, weil unser bisheriger Chef die verwaiste Batterie des Hauptmanns Sch. übernommen hatte; der Oberleutnant Dr. P. mußte die siebente Batterie, deren Hauptmann auch schwer verwundet ausgefallen war, übernehmen. Es war immerhin ein stolzes Gefühl für mich, der ich noch simpler Offizierstellvertreter war, und ich freute mich nicht wenig über die Auszeichnung. Vergnügt ritt ich mit meinem Stabe zur Abteilung, um festzustellen, was für Munition bei den einzelnen Batterien gebraucht würde. Aber, wenn ich nicht an diesem Tage gerade unglaublichen Dusek gehabt hätte, dann würde meine Herrlichkeit wohl schon vorüber gewesen sein, ehe die Sonne unterging.

Die von drüben verfeuerten mal wieder derartige Unmengen von Munition, daß man ordentlich neidisch auf sie werden konnte. Sie streuten jede Geländeecke sorgfältig ab, wie ein Gärtner, der mit der Rasenspritze seinen Rasen sprengt und dabei sorgsam aufpaßt, daß er ja kein Eckchen vergißt. Besonders auf ein Stück, das links von unsern Stellungen lag, hatten sie's abgesehen, obgleich dort eigentlich gar niemand war, den sie ärgern konnten. Es zischte und frachte in der Gegend, als ob der Teufel tanzte, und wir

sahen dem Feuerwerk mit nicht geringer Schadenfreude zu, weil es so umsonst verpufft wurde.

Da wurde ich zum Major gerufen und bekam den Befehl, gerade durch diese anmutige Ecke hinüber zur Division zu reiten und eine Meldung zu überbringen. „Na, dann reiten Sie mit Gott und kommen Sie mir wieder,“ waren die Abschiedsworte, die mir der stets gütige Kommandeur nachrief. Während ich mein Pferd bringen ließ, nachgurtete und dann aufstieg, sahen mir die in der Nähe Stehenden mit Blicken zu, aus denen ich etwas wie einen stillen Abschied herauslas, und ich gestehe es gerne zu — ich dachte auch, ich sähe die Kameraden zum letzten Male. Aber zum Nachdenken gab's keine Zeit, jetzt hieß es festsitzen und sehen, wie wir durchkamen. Die Stute schnob, als ich ihr die Galopphilfe gab, und dann flog sie wie ein Pfeil auf dem Damm dahin, der an der Mauer entlang führte. Eine Lage Schrapnell's platzte dicht über uns, und das Wasser spritzte hoch auf von den einschlagenden Geschossen. „Die nächste Lage wird wohl sitzen —“ flog es mir durch's Hirn, und da kam sie schon angeheult, und jetzt — donnerja, die gingen ja auf die weitere Entfernung über, die freundlichen Onkels da drüben! Jenseits der Mauer ballten sich die Wölkchen in der Luft über einem Stück, wo kaum noch viel Schaden für die Unsern angerichtet werden konnte. Da — und jetzt, auch die folgende Lage und die dritte! Da hab' ich lauthals gelacht und der guten Stute den Hals geklopft. Mit ihrem blinden Streuen machten sie eigentlich mehr überflüssigen Lärm und Rauch, als die Sache wert war!



Als ich wieder zurückkam, wurde ich wie einer bewundert, der aus der Hölle heimgekehrt ist, indes dieses recht billige Geldentum war mir ganz peinlich.

Ich hatte aber an diesem Tage noch ein zweites Mal unver schämtes Glück, und zwar, als die feindliche Artillerie ihre andere Methode anwandte, nämlich auf einen einzelnen Menschen, den sie gerade zielbereit erwischen konnte, mit Schrapnells zu schießen, was unser trefflicher Meldereiter Werdermann „mit Raketen auf Spazern schießen“ nannte. Unsere Telephonleitungen waren wieder einmal entzwei geschossen, was fast jeden Tag vorkam. Da schickte mich der Major durch die Batterien, um eine bestimmte neue Zielverteilung anzufagen. Ich spazierte ganz gemütlich hinter den einzelnen Batterien entlang, kroch in die Telephonstellen und erzählte, was zu tun sei. Schließlich kam ich zu der am weitesten rechts stehenden Neunten. Mit dieser stand ich von Anfang an auf besonders befreundetem Fuße, war ich doch, als wir neu aufgestellt wurden, zuerst bei ihr gewesen, ehe ich zur Kolonne versetzt wurde. Ich genoß seitdem so eine Art Ehrenmitgliedschaft dort und außerdem war ich mit dem Wachtmeister, jetzigen Leutnant Guske noch persönlich befreundet. Wir hatten in Potsdam von einem Gönner einen großen Elfenbeinwürfel geschenkt bekommen, den ich in Verwahrung hatte und der unser gemeinsamer Talisman war. Also bei der Neunten gab es einen längeren Aufenthalt. Ich mußte bei jedem Geschütz guten Tag sagen, und dann wurde ich im Telephonstand gastlich aufgenommen. Zunächst verriet ich, welcher Zielabschnitt

besonders unter Feuer genommen werden sollte, dann packte ich aus, was ich noch an Zigarren bei mir hatte, und bekam dafür einen Schnaps zu trinken.

Es saß sich ganz gemütlich in der „Räuberhöhle“, die sie ordentlich mit Stroh ausgepolstert hatten und auf die sie als ein besonders feines Bauwerk nicht wenig stolz waren. Ordentliche Schlafecden waren für jeden einzelnen der Bewohner ausgebuddelt und für den Batteriechef, falls er einmal Nachts aus seinem vorn liegenden Beobachtungsstande hierher kam, sogar ein zwei Meter langer und einen Meter breiter „Ofen“, den sie das „Herrenzimmer“ nannten. Es war allerdings kein Wunder, daß es hier so fein zuging, denn alle fünf Kanoniere des Beobachtungswagens waren von Haus aus Architekten oder Ingenieure. Mit denen war ich nun noch ganz besonders eng befreundet, denn ich hatte bei der Neunten den Beobachtungswagen geführt. Ihr Senior war der lange Wuerst, ein sehr feiner Mann, von dem wir in Potsdam immer sagten, er müßte eigentlich einen eigenen Bagagewagen für seine Privatbedürfnisse mit ins Feld nehmen. Aber hier im Kriege hatte er sich ähnlich wie sein Berufsgenosse Stüwe den Verhältnissen angepaßt. Sein kleiner Vogelkopf mit der langen, von einem Schmiß zur Seite gebogenen Nase war mit einem krausen, flaumigen Vollbärtchen verziert, das wenig Pflege verriet, und ich glaube ihm nicht nahe zu treten, wenn ich sage, daß er es verschmähte, sich in dem wenig appetitlichen Hserwasser zu waschen. Dafür waren andere, im Kriege viel nützlichere Triebe in ihm wach-



geworden. Der „Baumeisterwagen“, wie wir ihn nannten, hatte eine gemeinsame Ein- und Verkaufsgenossenschaft gegründet, deren Geschäftsleiter natürlich Herr Wuerst war. In den leeren Kammern ihres Beobachtungswagens führten die Genossen Zigarren, Zigaretten und Schokolade mit und versorgten, natürlich gegen Entgelt, jeden, der etwas haben wollte. Herr Wuerst wurde bei diesem Handelsgeschäft von seinem früheren Leibfuchs, dem kleinen Maruzky, mit vielem Sachverständniß unterstützt. Leider riß der Tod in diese fröhliche Gesellschaft bald eine schmerzliche Lücke; der kleine Maruzky, ein frischer, stets unverdrossener Soldat, fiel bei Bixhote durch ein Infanteriegeschöß, und die alte Fröhlichkeit des Baumeisterwagens hatte seitdem einen spröden Klang.

Aber an dem Abend waren wir noch alle in höchst vergnügter Stimmung. Der Zigarrenladen des Herrn Wuerst war gerade ausverkauft, und da waren die paar Glimmstengel, die ich mitbrachte, natürlich hochwillkommen. Sie reichten nicht ganz herum. Der Leutnant Guske, der Wachtmeister Neubauer und ich rauchten jeder eine ganze, während die Baumeister sich brüderlich mit dreien so teilten, daß sie immer eine nach der andern gemeinsam aufrauchten — wie die Indianer die Friedenspfeife.

Das Feuer sollte erst später eröffnet werden, so daß wir ruhig und gemüthlich ein paar Minuten von „alten“ Potsdamer Zeiten plaudern konnten. Herr Gott, wie weit lagen die hinter uns, jene Tage, wo die Kriegsfreiwilligen eher einer hilflosen Hammelherde als Königlich Preussischen Kanonieren geglichen

hatten! Und waren doch erst wenige Wochen drüber ins Land gegangen, seit wir bei Nacht und Nebel von Naedlitz ausgerückt waren zur Verladung auf dem Bahnhof, um nach dem Truppenübungsplatz gebracht zu werden! Bei Nacht und Nebel, damit wir uns, wie Freund Guske sagte, nicht vor den gardegewohnten Potsdamern mit unserer Zigeunerbande öffentlich blamierten.

Und jetzt waren es ganz nette, fixe Jungens geworden — nein, keine Jungen: es waren Männer, die in der kurzen Zeit der Edelreise das Kindische abgestreift, aber das Kindliche, Fröhliche ihres Wesens sich bewahrt hatten.

„Wissen Herr Wachtmeister noch, wie wir in Neu-hof immer Flaggen winken geübt haben?“ fragte Wuerst mit spitzbübischem Lachen. „Eigentlich ist es doch schade, daß wir diese schöne Kunst hier gar nicht anwenden können!“

Ach ja, das Flaggen winken! Ich habe einmal einen Winker während der ganzen Zeit draußen gesehen. Als wir bei Vixhote lagen, ritt ich eines Morgens am Walde lang zu den Batterien, und da stand ein Kanonier stolz mit einer großen weißen Fahne und winkte aus Leibeskräften. Der Hof, an dem er Posten gefaßt hatte, lag gut einen Kilometer hinter den Geschützständen unserer Abteilung und war gegen Sicht wohlgedeckt. Rings herum lagen die Prozen der einzelnen Batterien in ihren Bivaks, und der Mann winkte und wedelte mit seiner weißen Fahne.

Herr Werdermann, der mit mir ritt, fragte den Fahnenjchwinker höchst erstaunt: „Was machst du eigent-



lich mit deiner weißen Fahne? Willst du dich etwa übergeben?"

Worauf der Winter mit feierlichem Ernste zur Antwort gab: „An Übergeben denkt hier kein Mensch. Ich stelle nur Verbindung mit den Prozen her!“

Ob ihm diese Verbindung geglückt ist, haben wir nicht feststellen können; ich kann es mir kaum denken, denn die Prozen lagen hinter einem Wäldchen, so daß sie seine Fahne gar nicht sehen konnten, jedenfalls hatten wir die Genugtuung, doch wenigstens einmal eine der berühmten Winterflaggen im Felde gesehen zu haben, mit denen wir im Frieden so viel — Unterhaltung hatten.

Die Spigbuben von meinem Winterkommando machten sich nämlich zu Hause das Vergnügen, sich mit den Winterflaggen alle möglichen Anzüglichkeiten zuzuwinken, wobei sie vom Wachtmeister Neubauer, der auf der anderen Seite das Winken leitete, noch besonders aufgestachelt wurden. Und wenn dann Sätze herauskamen, wie: „Wachtmeister D. hat gestern abend zwei Wutki getrunken,“ dann freuten sie sich unbändig.

Das Batterietelephon von der Beobachtungsstelle des Batteriechefs schnarrte und machte unserm Beisammensein ein Ende. Die Batterie sollte das Feuer eröffnen, und ich mußte nun wieder zurück, um zu melden, daß mein Auftrag ausgeführt und das Feuer richtig eröffnet sei. Freund Guske sagte mir, als ich mich auf die Beine machte: „Ihr bummelt immer so gemütlich auf der Wiese hinter den Batterien lang!“

Da kann's euch mal sehr schnell haschen, zumal wenn wir wie jetzt schießen. Denn dann schießen die andern nämlich wieder. Klettert lieber über den Pferdamm und geht jenseits, da haben wir unsern sicheren Verbindungsweg.“

Das leuchtete mir ein, die zweihundert Meter bis zum Damm waren immerhin kürzer als die gut sechshundert Meter lange Strecke, auf der unsere Abteilung aufgebaut war.

Aber gerade als ich den Damm erreicht hatte, hörte ich's hinter mir singen, dann kam der eigentümliche Schnarchton, den die Geschosse haben, wenn sie ganz nahe sind, und nun — bau — bau — bau — platzt's rechts und links und über mir. Ein paar Herzschläge lang war ich wie betäubt. Der ekelhaft stinkende Rauch hüllte mich gänzlich ein, das Feuer blendete mich für eine Sekunde völlig, und ich hatte den merkwürdigen Gedanken: „Jetzt bist du wahrscheinlich tot!“

Aber dann ging's — haste, was kannst' — über den Damm hinüber! Ich bin mit meinem Hinkelfuß glaube ich noch nie so schnell über ein immerhin recht schwieriges Hindernis gekommen, wie über diesen hohen Damm. Viel Zeit hatte ich auch nicht, denn ich war kaum drüben, platzte auch schon die nächste Lage hinter mir, und dann kamen noch zwei, diesmal wieder dicht über mir, so daß die Kugeln spritzend in die Her slogen.

Ich war von der eiligen Kletterpartie doch etwas außer Atem und saß eine Weile still, um Luft zu schnappen. So eine Gemeinheit, dachte ich. Diese



Gesellschaft verschwendet auf einen einzelnen Menschen vier ganze Lagen Schrapnells, das ist eigentlich ein bißchen rachsüchtig! Und ich war höchst zufrieden, als jetzt unsere Haubitzen ihnen ihre Grüße hinübersandten.

Auf einmal schob sich jemand neben mir über den Graben: der lange Wuerst, der in seiner höflichen Weise sagte: „Ich sollte mal nachsehen, ob Herr Wachtmeister tot wären. Das war ja eine eklige Ladung. Na, für den Fall, daß Herr Wachtmeister noch leben, habe ich auch einen Schnaps mitgebracht!“

Das war natürlich eine Sache, von der sich reden ließ, und da ich glücklicherweise noch lebte, machte ich eifrigen Gebrauch von dem mir angebotenen Labetrunk. Aber noch mehr als über diesen freute ich mich über den famosen Kerl, der da neben mir saß und in seiner ruhig behaglichen Weise sich etwas mit mir erzählte. Daran, daß er bei seinem „Nachsehen, ob ich tot wäre“ ebensogut wie ich als Zielscheibe für Schrapnells benutzt werden konnte, dachte er überhaupt nicht!

Am nächsten Tage haben wir einen „Granatenschwindel“ gemacht, über den wir noch oft hinterher gelacht haben. Die Kolonne war wegen Platzmangels und auch, weil es für die rückwärtige Verbindung mit der schweren Artillerie=Munitionskolonne besser war, jenseits der Dser im Bivak geblieben, und wir hatten einen ganz schönen Hof belegt, in dem wir reichlich Futter für die Pferde und auch sonst alles Notwendige hatten.

Wir saßen gerade beim Frühstück, als plötzlich die Thür mit großer Wucht aufgestoßen wurde und ein kleiner energischer Herr hereinkam. Es war der Generaloberarzt unserer Division, und im ersten Augenblick waren wir sehr erfreut, einen so hohen Besuch zu unserm Frühstück zu bekommen. Aber diese Freude dauerte eigentlich nur Sekunden. Denn der gestrenge Herr ging, ohne sich lange mit irgendwelchen Begrüßungen aufzuhalten, sofort mitten auf sein Ziel los, und das war nicht mehr und nicht weniger, als uns aus unserm Quartier zu „exhumieren“, wie Stüwe sagte.

„Wer kommandiert hier? So — Sie —, also bis heute mittag um eins ist der Hof frei. Ich richte hier einen Truppenverbandplatz ein. Verstanden?“

Verstanden hatte ich ihn wohl, ich verstand auch, daß ich wenig gegen diese plötzliche Ausmietung tun konnte, da der Herr Generaloberarzt mehr Geld als ich bekam und insolgedessen mehr zu sagen hatte. Es blieb also höchstens die List übrig, wenn ich als guter Kolonnenwater den Meinen die schöne Unterkunft retten wollte. Und zu dieser List griff ich.

„Zu Befehl, Herr Generaloberarzt,“ sagte ich mit heuchlerischem Augenaufschlag. „Aber ich möchte Herrn Generaloberarzt darauf aufmerksam machen, daß dieser Hof täglich und regelmäßig mit schweren Granaten belegt wird. Es ist uns —“

„Ach was —,“ unterbrach mich der Gestrenge, „die Granaten! Sie leben noch, — ich lebe noch, wir haben beide schon genug Granaten gehört. Mit denen können Sie mir den Hof nicht vereiteln. Also: um ein Uhr kommt der Truppenverbandplatz her!“



Sprach's, verschwand und ließ uns mit langen Gesichtern zurück.

Blieb mir also nichts übrig, als mit Herrn Werdermann und Herrn Stüwe auf die Suche nach einer neuen Bleibe zu gehen, während sich die Kolonne reisefertig machte.

Die beiden Unzertrennlichen, wie wir Werdermann und Stüwe nannten, machten ihrer Entrüstung über den Hinauswurf aus vollem Herzen Luft.

„Und dabei sahen Herr Wachtmeister noch ganz ehrlich aus, als Sie das mit den Granaten vorbrachten. Eigentlich war es doch recht unfreundlich, daß man es nicht glauben wollte!“ erklärte der alte Gauer Stüwe und schnitt ein spitzbübisches Gesicht dazu. Wir waren nämlich die drei Tage, die wir auf dem Hofe gelegen hatten, merkwürdigerweise völlig unbehelligt geblieben, weil wir uns in sehr schlauer Fliegerdeckung aufgebaut hatten. Am Abend vorher hatte sich eine andere leichte Kolonne neben uns recht breit aufgebaut, und ich hatte noch an diesem Morgen dem Führer geraten, es wie wir zu machen, sonst würden ihn die feindlichen Flieger sehr bald heraus haben, und die Folgen würden Granaten sein.

Die Flieger kamen noch immer alle Tage über uns hinweggeflogen und waren immer dreister geworden. Jetzt eben strichen wieder zwei am blauen Himmel dahin, und sofort begann unter uns auch schon das Rätselfraten, ob es deutsche oder feindliche seien. Aber wir sollten nicht lange im Zweifel bleiben. Von oben aus der Luft klang ein schwach vernehmbares: „puppupp“ herunter! Es war ein französischer Flieger,

der einen deutschen mit Maschinengewehrfeuer verfolgte! Wie zwei große, schlanke Vögel jagten die beiden Flugzeuge dahin, der deutsche machte kühne Wendungen und Schleifen, und der Franzose suchte offenbar ihn abzuschneiden. Aber plötzlich strich der unsere in rasendem Fluge davon, und dann sprangen rings um den Gegner kleine weiße Wölkchen in der Luft auf. Mit grimmigem Haß und dem heißen Wunsche, daß eins der Schrapnells den Luftvogel herunterholen möge, verfolgten wir das spannende Schauspiel. Jetzt war der Jäger der Gejagte und suchte, so schnell er konnte, das Weite. Leider entkam er, wenigstens soweit wir ihn verfolgen konnten, unangefochten. Es war überhaupt eine der schwierigsten Sachen, so einen Burschen herunterzuholen. Gott sei Dank waren deshalb auch unsere eigenen Flieger einigermaßen sicher.

Wir fanden nach einigem Suchen einen neuen Hof, auf dem wir gut unterkommen konnten, und ritten dann höchst befriedigt zurück. Die Kolonne war noch nicht abmarschbereit, da die Leute vorher noch rasch abkochen sollten, und so benutzte ich die Zeit, um mit dem dicken Wachtmeister Du. noch einmal nach dem neuen Quartier zurückzureiten, um einen guten Anfahrtsweg auszufinden. In dem vielzerschnittenen, überall von Gräben durchzogenen Gelände, bei den zahlreichen Hecken und Koppeln, die immer von hohen Pappeln eingerahmt waren, war es gar nicht leicht, zu den meist als Ausbauten mitten im Felde liegenden Höfen die beste Anfahrt zu finden.

Der Dicke war als alter Landsturmmann freiwillig eingetreten und hatte seine Fabrik Fabrik sein lassen,



als es lösging. Nun war er mit Feuer und Fett Soldat, und sein Hauptkummer war eigentlich, daß er nicht dünner wurde. Aber trotz allen Herumhebens wurde er immer rundlicher, ein Zeichen dafür, daß Herr Baldauf sein Fach verstand und auf gute Küche hielt.

Nach langem Hin und Her hatten wir endlich einen guten Weg gefunden, und während ich noch nach einem anderen Hofe hinüberritt, sollte der Dide die Kolonne nachholen. Wir waren kaum ein paar hundert Meter fort, als Stürwe, den ich bei mir hatte, mich darauf aufmerksam machte, daß in die Gegend unseres alten Hofes, wo wir herausgeworfen worden waren, lebhaft hineingefunkt wurde.

Wirkehrten nun natürlich sofort um und ritten zurück. Aber schon unterwegs begegneten wir der Kolonne, die nachts neben uns gelegen hatte.

„Hat er Sie auch aus Ihrem Quartier geworfen?“ fragte ich den Oberleutnant, der die Kolonne führte.

Da sah er mich einen Augenblick verständnislos an. „Herausgeworfen? Wer? — Aee, aber wir haben so blödsinnig Feuer bekommen, daß wir Keine gezogen haben. Die Flieger von heute früh müssen uns tatsächlich erwischt haben!“

„Na, und meine Kolonne?“

„Die noch viel mehr! Die ist aber auch abgerückt, und eine Sanitätskompagnie, die sich eben da aufgebaut hatte, packt schon wieder ein!“

Was haben wir da gelacht, wir zwei, und noch mehr, als wir nachher mit der Kolonne zusammentrafen und hörten, wie alles zugegangen war.

Die Kolonne war abmarschfertig und wartete nur auf den Befehl, nachzukommen, während die Sanitäter sich schon häuslich und behaglich einrichteten. Auf einmal kamen die Krafauer Hageldicht angefliegen, glücklicherweise, ohne besonderen Schaden anzurichten. Die Sanitäter sollen aber wie die Ameisen umeinander gelaufen sein, was man ihnen schließlich nicht verdenken konnte.

Werdermann schilderte alles sehr anschaulich und konnte es sich auch nicht verkneifen, zu erzählen, wie der Wachtmeister L. von uns, hinter einem Hausgiebel stehend, die Kolonne „dirigiert“ und immer gerufen hätte: „Daß mir keiner von den Pferden weggeht!“ Bis schließlich der dicke Du. kurz entschlossen Aufsitzen und Abrücken kommandiert hatte, trotzdem der Dirigent vom Hausgiebel aus der Rangältere war.

Jetzt ritt Herr L. aber stolz der Kolonne voran auf seinem Fuchs, der ihm sonst immer so viel Kummer machte, weil er „ä Berräter“ war. Das gute Tier hatte nämlich die Angewohnheit, fortwährend zu wiehern, und die schabernackischen Kriegsfreiwilligen konnten sich gar nicht genug daran tun, dem Herrn Wachtmeister auszumalen, in welche Gefahr so ein Wieherpferd einen bringen könnte.

Mir tat es aufrichtig leid, daß ich den Herrn Generaloberarzt nicht mehr begrüßen konnte. Ich hätte gern erfahren, ob er jetzt noch so leichtherzig über die Granaten reden würde wie am Morgen.



## Die Oser-Überschwemmung

Während wir so im Lande herumfuhrwerkten, war vorn an der Oser etwas eingetreten, das uns zwang, abzuziehen.

Schon am Tage vorher war es uns aufgefallen, daß das Wasser im Kanal sich merkwürdig hob. In den Unterständen und Schützengräben war's, trotzdem wir noch immer leidlich trockenes Wetter hatten, recht feucht geworden. Und dann stieg das Wasser, rasch, als ob es von unten, vom Meere her heraufgedrängt würde.

Das Korps, das auf unserm rechten Flügel focht, die prachtvollen Brandenburger, hatte am meisten auszuhalten. Zu ihnen war es früher gekommen und schneller als zu uns. Einen ganzen Tag lang haben sie im Wasser weitergefochten, stellenweise bis an den Gürtel darin stehend, bis alle ihre Artillerie in Ruhe und Ordnung herausgeholt war.

Und dann mußten auch wir den Platz an der Oser verlassen. Schon war das weite Wiesengelände rechts und links in einen See verwandelt. Nur die Wege hoben sich wie einzelne Rippen daraus hervor, und man konnte beinahe berechnen, wann auch sie überschwemmt sein würden.

Wir hätten triumphieren können, denn der Gegner gestand mit diesem Verzweigungsmittel, mit der Durchstechung der Schleusen und Dämme ein, daß er uns nicht einen Tag länger mehr aufhalten konnte! Lieber verjoff er sein kostbares, wertvolles Land und ver-

wandelte es für lange Zeit in einen toten Sumpf, zwang sich dadurch selbst, so schnell als möglich zurückzugehen, ehe er noch einen Ansturm der Unseren über sich ergehen ließ. „Feige Hunde!“ Das war das Motto, mit dem wir unsere Stellungen an der Pfler verließen.

---

Es war fast tagheller Mondschein, und auf dem gurgelnden, um sich fressenden Wasser glitzerte und gleißte das weiße Licht und sprang und tanzte auf den Fluten, die sich gierig ins Land hineindrängten. Schweigend und finster zogen die Truppen den Weg zurück, den sie in jubelndem Ansturm genommen hatten, als sie den Gegner über das schier unüberwindliche Hindernis des Kanals hinübergeworfen!

Unser Kommandeur ging als letzter der Abteilung über die Brücke. Er hob sich in den Bügeln und stieß sein kurzes, knurrendes Lachen aus.

„Wir müssen hier weg, Jungens!“ rief er. „Aber ihr könnt gewiß sein, wir fassen sie doch noch!“

Es war einer der schönsten Nachtmärsche, die ich je gemacht habe. Trotzdem wir schon in den ersten Novembertagen waren, war die Luft noch milde wie bei uns im Sommer.

Der Unteroffizier Dietrich und ich ritten mit den Meldereitern der Kolonne voraus, um möglichst bald Anschluß an die Abteilung zu gewinnen, weil wir den Befehl zum Abmarsch zu spät bekommen hatten und nun die Verbindung verloren war.



Als eifriger Jäger plauderte der famose Kerl, der nie die gute Laune verlor, davon, wie fein man bei solchem hellen Wetter auf die Pirsch gehen könnte, und dann schimpfte er wieder weidlich auf die feigen Kerls da drüben mit ihren Wasserkrüsten.

Das Land, durch das wir zogen, war wie tot. Hier und da lag ein ausgestorbener Hof, dann ging's wieder streckenlang durch Waldungen, die wiederum von den ewigen Rübenfeldern abgelöst wurden.

Ab und zu überholte uns ein Auto, dessen Scheinwerfer schon lange vorher wie weiße Gespensterarme durch die Nacht tasteten, einzelne Reiter hasteten an uns vorüber und verschwanden.

Über uns lag eine gedrückte Stimmung. Man wußte nicht recht, wohin es ging — gingen wir auch wirklich nicht zurück? Würden wir den Gegner wo anders zu fassen bekommen, nachdem er sich feige hinter dem Wasser verschanzt hatte?

Endlich an einem mächtigen Wegekreuz hielten mehrere Autos. Unser Divisionsstab. Und da, inmitten einer Gruppe berittener Offiziere auch der wohlbekannte, graulackierte Helm unseres Abteilungs-kommandeurs. Ich ritt vor, um zu melden, und dann schlossen wir uns den Batterien an, die schon am Wege hielten.

Vorwärts ging's wieder durch die Mondscheinnacht. Vor mir wurden die Handpferde unserer letzten Batterie geführt. Zwei verwundete darunter, mit Beinschüssen, die säuberlich und kunstgerecht ver-

bunden waren. Aber die armen Tiere lahnten fürchterlich. Das eine ging eigentlich nur auf drei Beinen, und es war kein schöner Anblick, den wir da noch etwa anderthalb Stunden vor uns hatten.

Jetzt kommt von vorne der Ruf: „Halt! Batterie- und Kolonnenführer nach vorn!“ Im Galopp geht's den langen Zug der Batterien entlang. Hier und da wird mit einem Bekannten, den man im unsicheren Mondlicht erkennt, ein kurzer Zuruf gewechselt. Die Spitze der Abteilung hält am Ausgange eines Dorfes, dessen Dächer — ein für uns ganz ungewohnter Anblick — noch völlig unzerschossen im Mondschne glänzen.

Mitten in der Nacht beziehen wir Bivak auf heckenumsäumten Feldern. Für die müden Pferde findet sich noch eine Miete mit unausgedroschenem Hafer, die Mannschaften legen sich zwischen die Gespanne, wie und wo sie irgend Platz finden. Die Nacht ist warm und milde, und auf der Strohschütte, die der unermüdliche Dietrich für den Unterveterinär und mich zurecht gemacht hat, liegt sich's herrlich. Vorsorglich bringt Ottchen Krüger einen Woilach und eine Zeltbahn, womit er uns beide einhüllt wie eine Mutter die Kindlein — der Sattel wird als Kopfkissen benutzt, und allmählich fängt man an, leise einzudrüseln. Die Stille der Nacht wird nur ab und zu durch das Schnaufen eines der Pferde unterbrochen oder durch den wirren Aufschrei eines im Traume hochfahrenden Kanoniers. Ganz fern klingt wie dampfer Donner einmal das Grollen der Geschütze und erinnert daran, daß wir nicht im fried-



lichen Manöver sind, sondern daß der Krieg noch immer nahe bei uns Wache hält.

Ich war wohl eben eingeschlafen, als ich von einem peinlichen Nässegefühl wieder geweckt wurde. Es goß in Strömen, und der Veterinär war so freundlich gewesen, den Woilach und die Zeltbahn, die Ottchen Krüger für mich herbeigeholt hatte, ganz für sich allein in Beschlag zu nehmen, so daß ich gänzlich „bloßgestrampelt“, wenn man so von einem komplett angezogenen Soldaten sagen darf, den himmlischen Fluten ausgesetzt war.

Ich habe da gewiß keine sehr kameradschaftlichen Gefühle gegen meinen selbstfüchtigen Schlafgast gehabt. Wütend wie ich war, wollte ich ihn nun eigentlich auch bloßlegen, aber schließlich gewann die menschliche Schwäche der Milde in mir die Oberhand. Ich ließ ihn liegen und beschloß, da ich nun doch einmal naß war, das Bivak nächtllicherweise zu revidieren.

Dabei gewann ich die traurige Überzeugung, daß unsere Kriegsfreiwilligen, so nett sie sich auch im Gefechte benahmen, eben Kriegsfreiwillige waren! Es war, mit ganz wenigen Ausnahmen, niemandem eingefallen, sich um seine Pferde bei dem Regen zu kümmern. Die Stallwachen hockten irgendwo, wo sie Schutz hatten — kurz, es war, wie der militärtechnische Ausdruck lautet, eine Mordschweinerie. Diese Mordschweinerie gab den Anlaß zu einem heiligen Donnerwetter, das sich zugleich mit dem Regen über die alsbald alarmierte Kolonne ergoß. Nach

wenigen Minuten kribbelte es in dem noch eben so still liegenden Bivak wie in einem Ameisenhaufen. Die Kerls dachten erst, es sollte wieder weitergehn, aber sie bekamen bald genug zu hören, was los war. Die Unteroffiziere, die ihren besonderen Anvranzer erhielten, gaben diesen mit Zinsen an die Züge weiter, kurz, es herrschte eine überaus angeregte Stimmung, bei der mir wieder ganz warm geworden war. Als wir nach getaner Arbeit, das heißt, als auch die Pferde sauber eingedeckt waren, wieder nach unserer Strohschütte zurückkehrten, war auch der Veterinär hübsch naß geworden, und ich hielt ihm, der nicht wenig schimpfte, einen Vortrag darüber, daß man selbst beim Schlafen nicht allzu gierig sein sollte. Hätte er nicht die ganze Zudecke für sich in Anspruch genommen, wäre ich wahrscheinlich nicht aufgewacht, und er würde ungestört seine Nachtruhe haben weiter pflegen können.

In den nassen Sachen entwickelte der Körper übrigens nachher unter der Decke und der Zeltbahn eine derartige Bruthitze, daß man wie in einem riesigen Prießnitz-Umschlag lag, und ich war ganz froh, als die Nacht vorüber war und der wohlverdiente Kafftag, den die Division uns vergönnte, anbrach.

Aber auch dieser Kafftag wurde wie so manches schöne Ding eine Enttäuschung. Zwar verging der Tag selbst ganz schön mit Sachen=Instandsetzen und gegenseitigen Besuchen, die zwischen unserem und den Bivaks der um uns herumliegenden Batterien gewechselt wurden, aber bald kam der hinkende Bote nach mit der Meldung, daß die Abteilung nachts um



1 Uhr im Divisionsverbande wieder weitermarschieren würde.

Wir sollten unterwegs unsere Kolonne aus der schweren Artillerie-Munitionskolonne, die wir an einem bestimmten Punkte treffen würden, wieder auffüllen. So hieß es denn wieder, das Bündel schnüren. Wir waren rechtzeitig am Treffpunkte, aber die schwere Kolonne erschien erst ein und eine halbe Stunde später; solange hatten wir Zeit, über die alte Wahrheit nachzudenken, daß man im Kriege nichts besser lernt als Warten.

Als ich mich bei dem Führer der schweren Kolonne, einem älteren, spitzbärtigen Hauptmann meldete, erlebte ich etwas ganz Neues. Der Herr empfing mich sehr liebenswürdig und bedeutete mir, nachdem wir die ersten notwendigen Redensarten miteinander gewechselt hatten, daß ich das „Herr Hauptmann“ doch lassen solle und ihn lieber „Herr Professor“ anreden möchte. Hauptleute, die schwere Kolonnen führten, gäbe es genug, aber seines Wissens sei er in dieser Art der einzige Professor im ganzen Korps. Die Kolonne des Professors sei also immer leicht und bequem festzustellen. An diese etwas barocke Art mußte ich mich erst gewöhnen, da ich den Zivilisten längst irgendwo im Sande des Bornstädter Feldes begraben hatte, aber es fiel mir leichter, als ich es gedacht hatte, denn der Hauptmann=Professor oder Professor=Hauptmann entpuppte sich als einer unserer berühmtesten Porträtmaler, und die Stunden, die wir nun nebeneinander unseren Kolonnen voran dem neuen Ziele zuritten, verplauderten sich mit dem

geistreichen, vielgereisten und vielgewandten Künstler in Artilleristenrocke höchst angenehm.

Der Professor hatte nur eine betrübliche Eigenschaft. Er war Pessimist. Da er mit seiner Kolonne immer dichter an der Quelle, d. h. in der Nähe des Korpsstabes gesessen hatte als wir, die wir immer in der Front lagen, hatten seine Behauptungen natürlich mehr Gewicht als meine Ansichten; außerdem er war Hauptmann und ich nur Wachtmeister, so daß er nach den militärischen Grundgesetzen von vornherein mehr Recht hatte. Wir waren vorne trotz aller Langenweile, die der langwierige Stellungskampf — an dessen Anfang wir damals erst standen! — mit sich brachte, immer ganz guter Dinge gewesen, und selbst der Abmarsch von der Pser hatte unsere zuversichtliche Stimmung nicht stören können, und nun hörte man zum ersten Male einen regelrechten Pessimisten! Das war doch recht niederdrückend, und als wir uns an dem der schweren Kolonne angewiesenen Halteplatze voneinander verabschiedeten — wir hatten etwa noch eine Stunde Marsch bis zum vorgeschriebenen Treffpunkte mit der Abteilung — war ich ganz niedergeschlagen.

Herr Werdermann, der als Meldereiter mit mir ritt, bemerkte meine bedrückte Stimmung und fragte teilnahmsvoll, was denn los sei.

„Ach, wissen Sie, Werdermann, Hauptmann Sch., der doch viel mehr mit den großen Stäben in Berührung kommt als unsereiner, selbst mehr als der Abteilungscommandeur, also der urteilt so pessimistisch



über die ganze Lage, daß einem ganz angst und bange werden kann. Er ist übrigens in seinem Zivilverhältnis der berühmte Maler Professor Sch. und hat wohl auch daher gute Beziehungen, durch die er eine ganze Menge erfährt.“

Werdermann will sich nach dem Kriege als Privatdozent der Botanik habilitieren, und unser Abteilungsadjutant, der als Großkaufmann in seinem Zivilberuf immer einen entschiedenen Blick für die praktischen Dinge des Lebens besaß, hat den hübschen, eleganten Kriegsfreiwilligen daraufhin schon verpflichtet, daß er ihm in Zukunft seinen Balkon in Ordnung halten soll. Er war übrigens einer der wenigen unter unseren Kriegsfreiwilligen, die auch in das Innerste des Soldatenwesens, die wirkliche Disziplin, die einen auch im Schlafe nicht verläßt, vollständig eingedrungen waren. Stets sauber und adrett, stets stramm dienstlich und dabei doch ein famoser, kluger Gesellschafter, mit dem man sich angenehm unterhalten konnte. Daß er als Meldereiter tadellos zuverlässig war, brauche ich eigentlich erst nicht zu erwähnen, denn er war, wie gesagt, ein Musterjoldat.

Aber heute grinste mich dieser Musterjoldat in höchst respektwidriger Weise an, als ich ihm meine Sorgen über die Feststellungen des Professors eröffnete.

„Das habe ich alles kommen sehen, als ich Herrn Wachtmeister so eifrig im Gespräch mit Herrn Hauptmann Sch. sah. Ich kenne die Verhältnisse bei der schweren Kolonne schon ganz genau, weil ich ein paar mal als Meldereiter dort zu tun hatte. Ein paar

Bundesbrüder von mir sind als Kriegsfreiwillige dabei, und die haben mir schon erzählt, daß der Herr Hauptmann, oder wie er sich viel lieber nennen läßt, der Herr Professor, ein Schwarzzeher ist. Eigentlich müßte man bei ihm natürlich von Schwarzmalerei reden, aber als Maler ist er wirklich ein bedeutender Mann.“

Ich schämte mich ordentlich, daß ich mich so ins Bockshorn hatte jagen lassen und mir erst von einem Kriegsfreiwilligen wieder Mut zusprechen lassen mußte. Verdermann schien das in seiner taktvollen Art zu bemerken und suchte mich auf andere Gedanken zu bringen. Er machte mich darauf aufmerksam, daß sich die Gegend, durch die wir marschierten, doch ziemlich verändert hatte. Während wir in unseren vorigen Stellungen fast völlig flaches Gelände, das nur durch die vielen Hecken und Büsche sehr unübersichtlich war, gehabt hatten, war das hier mehr eine wellige Hügel-landschaft mit recht viel Wald; einmal etwas anderes, als die ewigen Wiesen- und Weideflächen um Kechem und Beerst herum.

Die Ortschaften, durch die wir kamen, wiesen, je mehr wir vorwärts rückten, wieder immer deutlichere Spuren des Kriegs auf. Die zerschossenen Häuser und zersprungenen Fensterscheiben mehrten sich, in den Straßengraben sah man alle paar hundert Meter einen zerbrochenen, umgeworfenen Wagen, hier und dort auch ein halbverbranntes Auto, dessen Eisenteile wie die Rippen eines gefallenem Tieres in die Luft starren. Dies und die Granatlöcher, die rechts und links den Acker aufgewühlt hatten, und ferner die



stillen Soldatengräber mahnten uns daran, daß wir uns der Schlachtfrent wieder näherten. Unsere Divisionsbagage, bei der wir auch unsere eigenen Bagagewagen begrüßen durften, hatten wir längst passiert, und jetzt holten wir auch die beiden verwundeten Pferde, die hinter der neunten Batterie hergeführt waren, ein. Ich freute mich schon, weil ich glaubte, der Anschuß an die Abteilung sei nun gleich hergestellt, aber das war ein trauriger Irrtum. Der Fahrer, der mit den zwei lahmen Gäulen trübselig fürbaß zog, erklärte, er habe schon lange die Verbindung mit der Batterie verloren, die Abteilung würde wohl bereits vorne im Gefechte stehen.

Weiter ging's, bis wir endlich an ein tüchtig zusammengeschossenes Dorf kamen, um das herum Kolonnen und Proben aufgefahren waren und in dem das Leben und Treiben herrschte, das sich hinter der Gefechtslinie zu entwickeln pflegt. Am Nordausgange des Dorfes ein Truppenverbandplatz und nicht weit davon, in einem kleinen, einstöckigen Hause, der Divisionsstab. Also — weit kann die Abteilung nicht sein!

Aber es dauerte doch noch eine ganze Weile, bis wir sie endlich, hinter einem Walde aufgefahren, noch in der Versammlung des Befehls zum Vorziehen harrend, fanden.

Wir wurden mit unseren vollen Munitionswagen freudig begrüßt, denn was nützen die schönsten Haubitzen, wenn keine Munition da ist, und die war schon verflüzt knapp geworden. Nun entwickelte sich ein Treiben wie an der Börse. Die Staffelführer der Batterien schrien mir ihre Forderungen zu, und

jeder wollte natürlich genau die Anzahl von Geschossen derjenigen Munitionsart haben, die er gerade brauchte. Da hieß es nun handeln und feilschen, denn von einer gerade minderbegehrten Munitionsart hatte ich das Meiste mit, und als guter Sachwalter durfte ich mich nicht verausgaben, und so mußten die Staffelführer mit ihren Forderungen erheblich heruntergehen und an Stelle der begehrten Sorten ein gut Teil der minderbegehrten mit in Kauf nehmen.

Bei der neunten Batterie war unterdes ein anderer Handel schwungvoll im Betrieb. Herr Dr. ing. Wuerst stand stolz an seinem Beobachtungswagen und verschleißte unter Assistenz seiner Baumeisterfreunde Zigarren. Da er immer billiger als unser Zahlmeister war, der zugunsten des Weihnachtsfonds auf seine Zigarren meist einen tüchtigen Aufschlag legte, machte er gute Geschäfte und hatte bis auf den Rest, den der Beobachtungswagen für seine eigenen Bedürfnisse zurückhalten wollte, schon alles ausverkauft, als ich dort, nachdem ich meine Arbeit erledigt hatte, meinen Besuch abstattete. Ich bekam aber als Ehrenmitglied des „Baumeisterwagens“ doch noch ein paar besonders gute Zigarren verkauft, was mir persönlich allerdings wenig nützte, denn bis auf eine, die ich mir schleunigst angezündet hatte, mußte ich sie bald wieder an Bekannte abgeben, die behaupteten, die Kolonne habe die Verpflichtung, die Batterien nicht nur mit Munition, sondern auch mit Zigarren und Zigaretten zu versehen, „bis zur Gefahr der eigenen Auflösung“.



## Allerlei von Landwirtschaft und vom Essen und Schlafen

Später, wenn's einmal Friede ist, und wenn ich dann noch leben und Zeit und besonders auch Geld übrig haben sollte, dann möchte ich wohl mit meiner Frau in die Gegend reisen, die wir damals zuerst kennen lernten. Ob sie landschaftlich schön ist? Ach, es gibt sicher schönere Gegenden, aber sie war wenigstens nicht häßlich. Wald gab's da, echten belgischen Wald mit dichtem Unterholze, in dem sich viele Fasanen aufhielten, und Wiesen und die unvermeidlichen belgischen Rübenäcker. Rüben wurden überall gebaut, aber die unter uns, die aus deutschen Rüben- gegenden stammten, meinten, bei dem schweren Boden sei es geradezu eine Schmach, wie die belgischen Landwirte arbeiteten. Allzuviel war auch wirklich nicht los mit den kleinen, runden Kunkeln und den recht kümmerlichen Zuckerrüben, die überall auf den Äckern standen. Aber immerhin, für unsere Pferde war's keine schlechte Zukost, denn der Hafer, den wir noch immer aus ungedroschenen Mieten anstatt des Heus futterten, wurde allmählich knapp.

In der Gegend, aus der wir kamen, hatten wir noch alles ziemlich reichlich gefunden, aber hier hatte der Gegner längere Zeit gehaust, und wenn man etwas von ihm „erbt“, so war gewöhnlich alles „von Grund auf devastiert“. Mit Not und Mühe fanden wir noch ein kleines, kümmerliches Häuschen, das gegenüber einem langgestreckten Wäldchen lag, wo die Kolonne ihr Bivak bezog. Unsere Freunde, die

Bayern, hatten uns wieder einmal alle besseren Höfe vor der Nase weggeschnappt, und als wir an ihnen vorbeizogen, fanden wir sie schon eifrig bei ihrer Lieblingsarbeit: dem Schlachten! Wo die Bayern sich niederließen, da schlachteten sie auch alsbald. Sie begründeten ihren guten Appetit aber auch sehr folgerichtig. Ich saß einmal, als ich bei einem wütenden Platzregen in einem ihrer Quartiere untergetreten war, mit den gemüthlichen Brüdern — es waren fast alles Fahrer, härteste Landwehrleute — zusammen, und ließ mich von ihnen belehren.

„Da, nu,“ meinte der Hinterbauer Girgl, seines Zeichens Holzfäller aus dem bayrischen Walde, „unsere Granat' wiegt a so aner achtziger Pfundeln. Und a Pumper hat's bei uns schwer heben, wenn er sie eini schiebt ins Rohr. Aber dafür ham's auch als an damischen Hunger. Just heut' morgen ham' sich zwa wieder a Säu'le abg'stochen, da ham's nu an ganzen Tag dran rumg'braten und g'schmort. Und als i nu am Abend auch a Stückl von 's ham will, da ham's das ganze Säu'le scho allein aufg'freissn! Ja, die ham an Appetit!“

„An Appetit“ hatten übrigens die Unsrigen auch. Besonders Onkel Stüwe konnte ganz Erledliches im Vertilgen von Speisen und auch Getränken leisten. Er war wie ein Faß ohne Boden. Bei uns fiel das nicht mehr besonders auf, weil wir uns schon mit seinem Riesenhunger abgefunden hatten. Aber bei der Abtheilung, wo unsere Meldereiter auch verköstigt wurden, wenn sie der Reihe nach je vierundzwanzig Stunden dort abkommandiert waren, sprach man mit



hoher Achtung von seinen Leistungen, die denen der Bayern nicht nachstünden. Einmal hatte er erklärt, er wolle heute abend fünfzig Pellkartoffeln essen, um endlich einmal satt zu werden. Die Speckstippe, die er als Zukost dazu genoß, zählte er natürlich nicht mit.

Und mit Eifer und Tatkraft ging er ans Werk. Schon hatte er, wie er später berichtete, fünfunddreißig bezwungen, als die Tür aufging und der Oberst und Regimentskommandeur, der sich — was sehr selten vorkam — einmal zu uns verirrt hatte, in das Zimmer trat, wo die Unteroffiziere und Mannschaften des Abteilungsstabes sich aufhielten.

„Achtung!“ — und alles springt auf, um dem gestrengen Herrn die ihm zustehende Ehrenerweisung zu machen. Aber der Unglücksrabe Stüwe muß dabei natürlich bei seiner Länge mit dem Helm die Hängelampe zu fassen bekommen. Und das hält selbst die beste Hängelampe nicht aus. Und diese belgische Hängelampe war nicht einmal die beste! Das einzig Gute an ihr war, daß sie gerade nicht brannte, aber dafür konnte sie nichts, denn es war heller Tag. Sonst benahm sie sich respektlos und gemein, denn sie flog im Bogen herunter und besprühte mit ihrem Petroleum nicht nur Dunkel Stüwes übrig gebliebene fünfzehn Pellkartoffeln, sondern auch die feldgraue Brust des Herrn Obersten. Der Herr Oberst war ob dieses stürmischen Empfanges so erstaunt, daß er nur sagte: „Weitermachen —“ und den ungaslichen Raum alsbald verließ.

Das Quartier, das unsere Abteilung damals innehatte, war ein sehr schöner, weitläufiger Hof, der nur

einen Fehler hatte: er lag mitten in unseren Batteriestellungen und war daher Tag und Nacht unter Feuer. Aber unser Major befolgte darin eine besondere und sehr kluge Taktik. Derartige Gehöfte wurden von anderen Leuten meist gern gemieden, und so hatte unsere Abteilung dank dieser hohen Risikoprämie meist eine sehr bequeme Unterkunft. Es gab da ein Telephonzimmer, in dem es aussah wie in der Telephonzentrale eines mittleren Postamts. Die Apparate hingen säuberlich an der Wand, und der Obertelephonmeister Juttner, ein berühmter Wassersportsmann aus Berlin, hatte die verschiedenen Ruffsignale und Verbindungen mit prachtvoller Kundschrift daneben geschrieben.

Das Schlafzimmer des Stabes wies sogar drei Waschtische auf, unter denen besonders der unseres Stabsarztes, des Herrn Professors, ob der duftenden Fläschchen, die auf ihm standen, sehr reichhaltig aussah. Die Schlafgelegenheit allerdings war weniger reich; sie bestand aus einer Strohschütte längs der einen Wand, auf der die sechs Herren des Stabes nicht allzuviel Platz hatten.

Aber unser Adjutant meinte, das wäre noch zu ertragen, wenn das Schnarchen nicht wäre. Das eine Mitglied des hohen Stabes nämlich, — wer es war, darüber soll des Sängers Höflichkeit schweigen — leistete in dieser Kunst ganz Fabelhaftes. Ich habe mich mehrfach selbst davon überzeugen können und muß gestehen, daß ich Ähnliches nur noch von einem schlafenden Elefanten in Kamerun gehört habe, den ich dann mitten aus seiner Ruhe im besten Schnarchen



ins bessere Jenseits befördert habe. Aber das konnte man natürlich mit dem Mitgliede des Abteilungsstabes nicht tun, und so hatte der Unterveterinär als das jüngste Mitglied das unbesoldete Ehrenamt, über den Schlaf des Schnarchers zu wachen und ihn zu beruhigen, wenn es für die Bettgenossen zu arg wurde.

In dem kleinen Hofhalte ging sonst alles sehr geordnet zu, und der Major hielt streng darauf, daß es so war. Und das war gut. Früher war die Etikette bei unserm Stabe nicht immer so streng gewesen. Jeder kam und ging, wie es gerade traf, und auf die kleinen Außerlichkeiten, die die Kultur daheim zu einer Selbstverständlichkeit gemacht hat — oder ist es die Zivilisation? — wurde nicht allzu scharf geachtet. Aber mit der Zeit fingen doch beim einen oder andern einmal die Nerven an, etwas nachzulassen. Wenn die dicken Krakauer allzu unverschämt um den Hof herum einschlugen, oder wenn sie gar in die Gebäude hineingingen, dann interessierten sich manche etwas zu lebhaft dafür und sprangen allzu eilig auf, um nachzusehen, wo es eingeschlagen hatte. Und als dann eines Abends ein paar Herren, die von einem anderen Truppenteile waren und als Gäste bei der Abteilung einkehrten, ganz besonders nervös waren — sie hatten tagelang im schwersten Granatfeuer im vordersten Schützengraben gelegen, und es war kein Wunder, daß ihre Nerven jetzt etwas gespannt waren — da faßte der Major den Entschluß, daß es mit uns nicht so weit kommen sollte. Und von da ab ging's oben bei der Abteilung ebenso zu wie zu Hause in

der Garnison im Kasino. Und das war gut. Denn die kleinen Außerlichkeiten der guten Form, die die Zivilisation daheim zu einer Selbstverständlichkeit gemacht hat, wurden hier draußen zu einem moralischen Zwange, der die Nerven wohlthätig in ihren Schranken hielt, wenn sie sich einmal lockern wollten. Und so wurde der geringere Begriff der Zivilisation, der doch eigentlich nur das Außerliche umschreibt, zum mehr innerlichen der Kultur und übte auf alle, die seiner am gastlichen Tische der Abteilung theilhaftig wurden, seine segensreiche Wirkung aus.

Im Unterstande nahm's übrigens unser verehrter Abteilungs-kommandeur mit den Förmlichkeiten nach wie vor nicht so genau. Ich besinne mich, daß ich einmal vormittags neben ihm in dem geräumigen Erdloche saß, um ihm wie alle Tage über den Munitionsbestand der Abteilung Bericht zu erstatten. Da wurde ihm gerade sein Frühstück hereingebracht: in einer Zinnschüssel eine mächtige Portion rohes, gehacktes Rindfleisch mit tüchtig Pfeffer und Zwiebeln darauf. So gerne ich dieses Gericht auch zu Hause einmal esse, namentlich wenn es mit einem Eigelb, kleinen Pfeffergurken und Kapern noch besonders schmackhaft gemacht ist, so erschien es mir hier doch ein bißchen fraglich, wegen der Finnen- und (ich bitte um Verzeihung) Bandwurmgefahr.

„Herr Major essen rohes Fleisch?“ wagte ich mir schüchtern zu bemerken. „Ist das nicht —“

„ — gefährlich, gesundheitschädlich — alles, was Sie wollen, mein Junge, aber etwas muß der Mensch doch essen, und wenn wir den Bandwurm kriegen



sollen, na, dann kriegen wir ihn eben. Aber so schlimm ist die Sache nicht. Und nun her mit euren Tellern," wandte er sich an seine drei Telephonisten und Ordonnanzen, die mit im Loche saßen. Und jeder bekam einen ordentlichen Löffelvoll auf sein Blechgeschirr gepackt, und auch ich erhielt meine tüchtige Portion zugemessen. Sie schmeckte ausgezeichnet, trotzdem weder Kapern noch Pfeffergurken, geschweige denn ein Eigelb daran war und ich sie in Erman-gelung einer Gabel mit dem Blechlöffel essen mußte, den mir der Major in die Hand drückte.

„So," sagte der Major, als wir alles säuberlich leer gegessen hatten, „und nun können Sie mal Ihre Flasche herausrücken, die Sie, wie ich Sie kenne, doch sicher bei sich haben. Auf so ein fettes Frühstück kann man wohl einen kleinen Schnaps vertragen.“

Und dann ging die Flasche von Mund zu Mund, Gläser hatten wir nicht; aber das war ja schließlich gleichgültig. Hier draußen im Unterstande brauchte man nicht so streng auf Etikette und Kultur zu sehen wie anderswo.

Wir haben uns übrigens von der Kolonne aus für die gastliche Aufnahme, die wir stets bei der Ab- teilung fanden, auch immer erkenntlich gezeigt, und mancher schmachtaste Braten von Herrn Baldaufs Künstlerhand ist auf den Tisch des Abteilungsstabes gewandert, wo manchmal Schmalhans waltete. Ein- mal sind bei einem solchen „Liebesgabentransporte“ Stütwe, Krause-Belzig und ich selbst beinahe zu Scha- den gekommen.

Ich hatte am Morgen erzählt, daß Baldauf irgendwoher einen Saß Birnen aufgetrieben und ein wundervolles Birnenkompott gekocht hätte. Unser Adjutant war ein großer Feinschmecker. Der Major hatte ihn deshalb „Harricot vert“ getauft, weil er einmal bei trockenen Pellkartoffeln mit Salz elegisch von diesem zarten Gemüse geschwärmt hatte. Und Harricot vert fuhr, als ich vom Birnenkompott erzählte, in die Höhe und sah mich mit vorwurfsvollem Blicke an.

„Ihr schlemmt da herum, eßt Birnenkompott und laßt uns hier darben! Oh, Ihr Schächer!“

Die Folge dieses harten Vorwurfs war, daß ich am Nachmittage mit Onkel Stüwe und Krause-Belzig wohlverstanden mit Nahrungsmitteln zur Abtheilung hinaufritt. Onkel Stüwe führte in seinen Satteltaschen zwei tüchtige Stücke Lendenbraten mit, und Krause-Belzig, der zukünftige Großagravier, balancierte in seiner Rechten sorgsam einen großen Henkeltopf voll geschmorter Birnen. Wir mußten auf unserm Wege zur Abtheilung immer durch ein kleines Wäldchen, an dem vor einiger Zeit eine bayrische schwere Batterie gestanden hatte. Die Franzosen mußten auf diese Batterie einen besonderen Haß gehabt haben, denn sie hatten in ihrer Richtung immer wie toll und wild geschossen, jeden Morgen und jeden Nachmittag, aber sie nie erwischt. Ihre Lagen hatten stets nur ein Feldstück vor dem Wäldchen aufgewühlt und den Weg bestrichen, der daran vorbeiführte. Die Bayern waren längst in einer neuen Stellung, aber der Haß mußte die Franzosen blind gemacht haben, denn sie funkten



nach wie vor in die Gegend wie verrückt. Das bekamen wir zu merken, als wir an jenem Nachmittage unsere Birnenpatrouille zur Abtheilung ritten. Raun waren wir aus dem Wäldchen heraus, da kam's herangepfiffen. Sie schossen diesmal nicht wie sonst meist in Salven, sondern sie gaben ein regelrechtes Flügelfeuer ab. In kurzen Abständen heulte eine Granate nach der anderen heran und kreperte dann auf dem Acker neben uns, und zwar in peinlich dichter Nähe!

Mir war das ein ärgerliches Gefühl. Ja, wenn es sein mußte, das heißt, wenn man in dienstlicher Angelegenheit ins Granatfeuer geriet, dann war das eben Dienst. Aber der Gedanke, um einen Topf mit Birnen abgeschossen zu werden, war doch recht albern. Und die Kerle schienen es beinahe zu schaffen, denn sie schossen heute mit einer solchen Hartnäckigkeit in die Erde, als wollten sie jeden Meter einzeln abdecken.

Der Weg schlang sich in allen möglichen Windungen an dem Ackerstück entlang, weil er durch eine kleine Bodensenkung hindurchführte, und so kam es, daß wir immer in dem beschossenen Raume blieben. Bei unserm Schrittreiten kamen wir nur langsam vorwärts, und schließlich fragte ich Krause-Belzig: „Sagen Sie mal, Krause, können wir traben, oder würden Sie dann Ihre Birnen verschütten?“ Krauses Birnentopf hatte nämlich keinen Deckel, und er antwortete denn auch prompt in seiner ruhigen Weise: „Tja, Herr Wachtmeister und Stüwe können ja ruhig Trabreiten, aber ich muß schon im Schritt weiterzudeln, sonst bin ich die Birnen los!“

Na, da blieb, so ärgerlich die Sache war, natürlich für mich und Stürwe auch nichts anders übrig, als mit Krause-Belzig im Schritt weiterzuzudeln. Bis schließlich eine Granate so dicht bei mir vorbeiflog, daß mein Pferd zurückprallte und ich den Luftdruck zu spüren glaubte. Sie platzte nur wenige Schritte von mir im Acker und bewarf mich völlig mit nassem Lehm. Das wurde mir denn doch zu dumm.

„Also los, Jungens, Galopp! Meinetwegen mögen die ganzen Birnen zum Teufel gehen, ehe einer von uns hier erwischt wird!“

Und dann ging's im guten Mittelgalopp davon. Es war auch gerade zur rechten Zeit, denn nicht weit hinter uns platzten jetzt ein paar Granaten auf dem Wege, die uns wahrscheinlich „erwischt“ hätten, wenn wir im Schritt weitergeritten wären.

Das Schönste war aber, daß Krause-Belzig, als wir glücklich bei der Abtheilung anlangten, auch nicht eine Birne „verschweppert“ hatte. Er sagte in seiner gemüthlichen Art: „Tja, im Galopp geht's ja auch glatter als im Trabe. Und Herr Wachtmeister hatten doch nur gefragt, ob ich beim Traben die Birnen halten könnte. Es sah aber hübsch aus, als Herr Wachtmeister den Diener vor der Granate machten, die so dicht neben dem Pferde einschlug!“ Dabei sah er mich mit seinen blauen Glockenaugen so treuherzig an, als ob er allen Ernstes meinte, es hätte hübsch ausgesehen, — aber der lange Stürwe grinste so taktlos und frech, daß ich ihn mit einer Höllestrafe bedrohte, wenn er sich unterstehen sollte, seine



Glossen über meinen Granatendiener im Kreise seiner Kumpane beim Abteilungsstabe zu reißen.

Da ich fürchte, er wird es doch getan haben, habe ich die Geschichte hier lieber offen zugegeben, habe auch gleich hinterher dem Major erzählt, daß ich vor den Granaten das Hasenpanier ergriffen hätte. Aber der gütige Kommandeur beruhigte meine Gewissensbisse.

„Diese Dinger kann man nur mit List bekämpfen,“ sagte er lachend, „man kann sich ja doch nicht gegen sie wehren, und sich zum Vergnügen totschießen zu lassen, hat keinen Zweck; dazu sind wir nicht hier.“

Aber ich war mir doch nicht ganz sicher, ob er es im gleichen Falle wohl ähnlich gemacht haben würde, denn wir hatten oft genug seine völlige Gleichgültigkeit gegenüber diesen „Dingern“ bewundern können.

Einer war jedenfalls völlig zufrieden mit unserm Ritte, und das war Harricot vert, unser Adjutant. Er meinte, wir hätten doch mal was Vernünftiges mit heraufgebracht. Die ewigen Granaten und Einheitsgeschosse würden auf die Dauer langweilig, und die Birnen brächten eine hübsche Abwechslung in unsere Lieferungen. Da versprach ich ihm, ein regelrechtes Diner zu geben, wenn die Abteilung einmal bei uns zu Gaste sein würde.

## Der Tag von Bixhote — Ruhepause

Aber ehe es so weit kam, verging noch einige Zeit. Wir mußten wieder einmal umziehen, und zwar rückten wir nach Poelkapelle, um das vielbesprochene und besungene Langemark beschießen zu helfen. Aber vorher haben wir noch den Tag von Bixhote und Langemark, den Ehrentag unserer Division mitgemacht. Damals haben unsere zusammengeschmolzenen Kriegsfreiwilligen-Bataillone dem Gegner gezeigt, daß die jungen deutschen Truppen nicht nur zu sterben, sondern auch zu kämpfen gelernt hatten. Wir hatten den Tag vorher Munition zu karren, was das Zeug hielt, denn unsere gesamte Artillerie funkte heraus, was aus den Rohren ging. Es war ein Höllenlärm auf der ganzen, lang ausgedehnten Linie. In das kurze, scharfe Knallen unserer Feldkanonen mischte sich das tiefe Brummen der schweren Mörserbatterien und das Krachen der Haubitzen.

Der Abend des neunten November senkte sich über das Feld, und allmählich wurde es stiller und stiller. Nur unsere schweren Mörser- und Haubitzenbatterien feuerten auch die Nacht hindurch. Hinter unserem Häuschen, in dem wir dicht gedrängt beieinanderlagen, stand eine schwere Mörserbatterie, die Schuß auf Schuß über uns hinwegsandte. Wir hörten die mächtigen Geschosse über uns rauschen, und jedesmal bröckelte Staub und feiner Kalk von der Decke über uns ab und rieselte auf uns hernieder; so zitterte die Luft, wenn die Riesenkugeln sie zerrissen.



An Schlaf dachte eigentlich keiner von uns. Wir lagen auf dem Stroh und lauschten, und ab und zu sprach einer irgend ein gleichgültig sein sollendes Wort, aber es klang doch die Spannung heraus, die uns alle beherrschte. Das Feuer in dem offenen Kamine, an dem wir lagen, brannte hell und warm. Die Bündel von Birkenreisern, mit denen wir es speisten, prasselten und knisterten und strömten einen lieblichen Duft wie Weihrauch aus. Wer von uns hätte noch vor einem Vierteljahr gedacht, daß er einmal so liegen würde? Und doch hatten wir uns lange an das Leben gewöhnt, und das, was hinter uns lag, das war alles so weit, weit fortgeschoben, als wäre es etwas Unwirkliches — ein Traum, und das hier, was wir jetzt lebten, war allein die Wirklichkeit.

Und dann kam, noch mitten in der Nacht, Werdermann von der Abteilung geritten und holte neue Munition vor. In den Batterieständen war alles wach, eine freudige, zuversichtliche Spannung herrschte. Heute sollten die da drüben wieder mal was erleben. Sie schienen auch zu ahnen, was im Gange war, denn die ganze Nacht hatten sie „Ersen gekocht“. Ihr Gewehrfeuer war überhaupt nicht zum Schweigen gekommen, bald anschwellend, bald schwächer werdend, hatte es auf der ganzen Linie geknattert und gerattert, aber aus unseren Gräben war kein Schuß erwidert worden. Ins Blaue hinein schossen unsere Kriegsfreiwilligen schon längst nicht mehr; sie sparten ihre Patronen auf wie der sorgsame Säger, der keinen Schuß umsonst abgibt.

Aber dafür setzte jetzt unser Artilleriefener noch einmal mit voller Wucht von allen Seiten ein. Heulend und singend zischten die Granaten zum Feinde hinüber, um ihm den Morgengruß zu bieten.

Und dann hieß es: Seitengewehr pflanzt auf!

Aus den schützenden Gräben heraus steigen die Sturmkolonnen. Durchs Drahtgeflecht geht's hindurch an den Feind heran, hinein in den feindlichen Graben. An solchen Tagen möchte man die Infanteristen beneiden. Endlich einmal Mann gegen Mann mit dem Gegner zusammenstoßen dürfen, endlich einmal dem lange aufgespeicherten Zorn freien Lauf lassen und dem Feinde ins Auge sehen, mit dem man sich Wochen hindurch belauert hat! In das Flintengeknatter tönt jetzt das Hurra der Unseren wie ein feierlicher, ernster Schlachtgesang, wie ein Hymnus der Kraft, wie ein Manneslied tönt's zu uns durch den Morgen, und da wissen wir, daß der Sturm vorwärts geht.

Am Abend des Tages von Birchote hatten unsere schwer zusammengeschossenen Kriegsfreiwilligen den Feind aus allen seinen Gräben hinausgeworfen und ihn wie die Hasen übers Feld getrieben. Triumphierend brachten sie ihre Siegesbeute, Maschinengewehre und zahlreiche Gefangene, durch unsere Batterie. Auf ihren Jungensgesichtern lag noch der frohe Glanz des Sieges und der Ernst des zum Manne gewordenen Jünglings.

---

Zehn Tage später wurden wir, nachdem wir noch vor Langemarck hatten mitmachen dürfen, zum ersten



Male seit fast fünf Wochen aus dem Gesecht gezogen, um eine viertägige Ruhepause zu genießen. Wir Kolonnenkutschler mußten wie immer als Mädchen für alles die Quartiere für alle Batterien aussuchen und vorbereiten, und, wahrhaftig, wir haben es mit einer Liebe und Sorgfalt getan wie Mütter, die ihre lang ersehnten Kinder zu den Ferien erwarten. Alle Höfe im weiten Umkreise des uns als Ruhequartier zugewiesenen Bezirks haben wir abgeklappert, um es den Kameraden von den Batterien so bequem und gemütlich wie möglich zu machen.

Für den Abteilungsstab hatten wir einen schönen, großen Hof mit geräumigem Wohnhause ausgesucht, wo jeder der Herren sogar ein eigenes Schlafzimmer hatte. Allerdings hatten unsere Kerls tüchtig zu arbeiten, bis sie einigermaßen Grund in dem Schmutz bekamen, der in dem Hause steckte. Was mochte alles vor uns auf dem Hofe gelegen haben! Stroh von mindestens „zwei Generationen“ lag in jedem Raume, und die Öfen und Kamine wußten von manchem prasselndem Feuer zu erzählen. Aber etwas fanden wir doch auf dem Hofe, was recht wertvoll war: in dem einen Stalle standen noch sechs Milchkühe behaglich kauend an den Krippen, und während wir diesen Fund bewunderten, stellten sich zwei Belgier ein, die uns erklärten, daß sie diesen Viehstand getreulich durch alle Fährnisse des Krieges hindurch gehütet hätten. Sie gehörten eigentlich nicht auf den Hof, sondern sie hatten im nebenan liegenden kleinen Dörfchen, wo ich mit meiner Kolonne untergekommen war, ein kleines Häuschen inne, aber trotzdem wurden

sie auch von uns sofort als Kuhfütterer und Stall-schweizer in Brot und Lohn genommen. Sie waren's um so mehr zufrieden, als wir ihnen klar machten, daß ihnen die Milch literweise gegen bar abgenommen werden würde. Das Stabsquartier sah ganz schmuß und sauber aus, als wir noch einen letzten prüfenden Blick hineinwarfen, ehe wir zu Pferde stiegen, um die Abteilung feierlichst einzuholen. Auf dem runden Tische im Wohnraume prangte sogar ein Blumenstrauß, den Werdermann, der Botaniker, irgendwo aufgetrieben hatte. Es waren zwar nur ein paar halberfrorene Aestern und stacheliges Holly-Gezweige, aber es war doch wenigstens etwas. Und die Herren, die wochenlang in ihren Feuerstellungen gefessen hatten, waren denn auch dankbar und froh, als sie das gemüthliche Quartier fanden.

Wir hatten aber noch eine besondere Überraschung. Unser Kolonnenfleischer, der kleine Gefreite Liebig, hatte zur Feier des Tages frische Wurst gemacht, und so wurde das ganze Offiziercorps der Abteilung feierlich von dem Kolonnenstab zum Diner eingeladen. Der dicke Wachtmeister Du. und ich lagen in einem verlassenen Estaminet, das wir uns einigermaßen wohnlich eingerichtet hatten. Wir hatten sogar in dem großen Schankraum, der unser Wohn-, Eß- und Schlafzimmer war, Gardinen an den Fenstern, kurz: es sah sehr prächtig aus. Baldauf, der Küchenmeister, hatte sein möglichstes geleistet, um neben seinem Konkurrenten, dem kleinen Schlächter, bestehen zu können, und Ottchen Krüger hatte den Tisch mit all den Künsten und Kniffen gedeckt, die er auf seiner Diener-



schule in Berlin gelernt hatte. Blumen hatten wir auch auf dem Tisch, dafür hatte wieder unser Botanikus gesorgt — es war alles herrlich. Das einzige, was uns fehlte, war ein Tischgetränk. Aber damit waren wir von jeher sehr knapp gewesen, Wein haben wir nur sehr selten gehabt. Nun, schließlich sind wir an dem Mangel an Wein auch nicht zugrunde gegangen, und da wir unsern Gästen doch etwas zu trinken vorsetzen mußten, wurde eine Flasche Lieferungsrum aufgestellt; die tat auch ihre Dienste, und wir haben nachher sogar feierliche Trinksprüche mit diesem Rum ausgebracht.

Und das Festessen verlief denn auch sehr schön. Es gab eine Suppe von Rinderknochen, Sardinien auf geröstetem Weißbrot, frische Leberwurst und Preßkopf mit Butter und Brot, Schweineschnitzel mit Rosenkohl, Birnenkompott, Butter und Käse und dann Kaffee. Wichtig, Nachtsich gab es auch. Den hatte der Adjutant geliefert aus einer Kiste, die er von zu Hause bekommen hatte, und die seinem feinen Geschmack alle Ehre machte. Otchen Krüger servierte wie ein richtiger Silberdiener, der er ja auch in Wirklichkeit war, und als wir hinterher beim Kaffee saßen und Leuchter auf den Tisch gestellt wurden zum Zigarrenanzünden, da meinte Harriot vert, man könnte glauben, man säße irgendwo zu Hause bei Friße Loepfer oder bei Borchardt. Und dann fing er an zu schwärmen von einem Kellner im schwarzen Frack und von Windbeuteln mit Schlagsahne. Nach diesem Lederbissen hatte er nämlich manchmal eine geradezu krankhafte Sehnsucht, die war so stark, daß sich im

Abteilungstabe wie eine zweite Lehniſche Prophezeiung der feſte Glaube gebildet hatte: Wenn Harriot vert einmal Windbeutel mit Schlagfahne bekommt, dann gibt es bald Frieden.

Und dieſer Glaube war noch unerschütterlicher geworden, ſeit eine Prophezeiung von ihm ſelber wenigſtens zum Theile in Erfüllung gegangen war. Er hatte nämlich behauptet, an einem beſtimmten Datum würde es Waffenſtillſtand geben. Ein paar Tage, ehe wir aus dem Gefechte gezogen wurden, ſaß er bei mir in meinem Eſtaminet, um verſchiedene Kolonnenangelegenheiten mit mir zu beſprechen. Der ganz gemüthlich eingerichtete Raum mit den Gardinen an den Fenſtern und den zwei alten, wackeligen Korbfühlen, die Otchen Krüger irgendwo aufgetrieben hatte, heimelte ihn ſo an, daß er wieder von ſeiner Prophezeiung anſang:

„Also, mein Lieber, am ſoundsobieltten haben wir Waffenſtillſtand, und dann gibt's natürlich bald Frieden, und dann fahren wir nach Hauſe, und da —“

„— iſt ein Kellner mit einem ſchwarzen Frack, und der ſerviert uns Windbeutel mit Schlagfahne. Und wir werden wahrſcheinlich noch eine Weile hier bleiben und dann hoffentlich mal nach dem Ofen abgeſchoben, damit man mal was anderes ſieht als dieſes langweilige Flandern,“ unterbrach ich ihn lachend, aber er ſtieß mich unter dem Tiſche an und wiederholte, während er auf Herrn Machtel, des dicken Du. Burſchen wies, mit ernſthafteſt beſchwörender Stimme ſeine Behauptung über den Waffenſtillſtand. Herr Machtel machte ſich gerade an dem belgiſchen Ofen zu ſchaffen,



und sein dickes Gesicht, das eine beredte Sprache von Baldaufs guter Küche redete, lauschte mit aufgerissener Nase auf die Weisagungen des schalkhaften Adjutanten. Als wir nachher von etwas anderem, ihn wohl weniger Interessierendem sprachen, ging er mit raschen Schritten hinaus; man sah es ihm förmlich an, daß ihn seine neue, wichtige Wissenschaft hinaustrieb, um sie möglichst schnell zu verbreiten.

„Passen Sie mal auf,“ schmunzelte der Adjutant, „jetzt arbeitet dieser dicke Herr einen Latrinenbefehl aus, der sich gewaschen hat. Und heute abend ist die ganze Armee davon überzeugt, daß es in den nächsten Tagen Waffenstillstand gibt.“

Und richtig, als wir bald darauf zusammen fortritten, standen meine Kerls in aufgeregten Gruppen zusammen, und wir hörten deutlich das Wort Waffenstillstand aus ihren Gesprächen heraustlingen. Der Latrinenbefehl war fertig und würde wie alle solche Befehle sehr schnell verbreitet werden, des konnten wir gewiß sein. Es ist kein sehr schönes Wort, aber als getreuer Geschichtschreiber muß ich ihm in diesen Aufzeichnungen doch einen Platz anweisen, denn sonst würden sie nicht vollständig sein. Die Langeweile in den Schützengräben und Batterieständen oder schalkhafte Zufälligkeiten wie die oben geschilderte gebär alle paar Tage einen derartigen Latrinenbefehl, der, je unglaublicher er war, desto lieber von Mund zu Mund gegeben und geglaubt wurde. Das heißt: ernstlich glaubte wohl niemand an diese Gerüchte, aber jeder freute sich daran, obgleich jeder eigentlich wußte, was in Wirklichkeit Wahres

daran war — nämlich nichts. Das Gewicht, das solchen Nachrichten beigemessen wurde, läßt sich an dem wenig ehrerbietigen Namen bemessen, der auf ihren Ursprung hindeuten sollte, und es war auch niemand irgendwie enttäuscht, wenn sich so ein Befehl sehr bald wieder in nichts auflöste — es wurde dann eben ein neuer gemacht. Ich denke, so ähnlich muß es mit den famosen Reuter- und Havasmeldungen sein. Im Augenblick erregen sie große Freude, aber lange kann diese Freude eigentlich nicht vorhalten, wenigstens jetzt nicht mehr, denn jeder einigermaßen vernünftige Engländer und Franzose muß sich doch mit der Länge der Zeit zu der Überzeugung durchgerungen haben, daß hinter diesen glänzenden Stimmungsberichten und Siegesmeldungen nichts ist. Unsere Latrinbefehle waren allerdings bedeutend harmloser als diese Lügenmeldungen und hatten außerdem den Vorzug, daß sie nicht amtlich waren, von vorneherein den Stempel ihres Ursprungs an der Stirn trugen und endlich — und das war das Beste an ihnen — meistens durch bessere, wirklich wahre Neuigkeiten überholt wurden.

So ging es übrigens auch mit dem Befehl, den Herr Machtel ausgearbeitet hatte. Als ich am Abend nach Hause geritten kam, erzählte mir Ottchen Krüger, während er mir die Gamaschen losband, mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt, daß es in den allernächsten Tagen einen Waffenstillstand geben würde. Als ich fragte, woher diese Kunde käme, gestand er: „Ja, es soll ja wohl ein Meldereiter von der Division gesagt haben, und der hat es wieder gehört. wie der Korpskommandeur es dem Divisionär gesagt



hat. Aber ich denke, es kann auch ein Latrinenbefehl sein. Na, aber möglich ist es doch, warum denn nicht? Meinetwegen kann's aber auch noch eine ganze Weile dauern: Ehe wir nicht mit den Brüdern ganz fertig sind, lohnt sich's doch nicht, Frieden zu schließen."

So der Latrinenbefehl war also fertig. Der Abteilungsadjutant war inzwischen zum Korpskommandeur, ich zum Divisionär und der dicke Machtel, der in seinem Leben nicht auf ein Pferd hinaufzubekommen war, zum Meldereiter von der Division befördert worden! Schade, daß es in Wirklichkeit mit der Beförderung nicht so schnell ging; ich wartete schon sehnsüchtig darauf, daß meine bereits seit einiger Zeit eingeebene Beförderung zum Leutnant heraustram, aber ich wußte, daß ich wohl noch eine gute Weile warten mußte, weil eben gut Ding Weile haben muß; inzwischen konnte ich mich mit der imaginären Beförderung durch Herrn Machtel trösten.

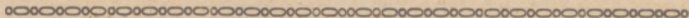
Ottchen Krüger war gar nicht erstaunt, als ich ihm die Entstehung seiner großen Neuigkeit auseinandersetzte und meinte: „Ja, so habe ich's mir ja wohl auch gedacht. Aber welche bei uns glauben wirklich dran!“

Als dann zwei Tage später früh am Morgen von der Abteilung der Befehl kam, für alle Batterien Ruhequartiere bereit zu machen, war die Überzeugung, daß es nun wirklich Waffenstillstand sei, selbst bei Ottchen Krüger wieder wach geworden, denn zufällig war es gerade der Tag, den der Adjutant vorausgesagt hatte. Dieser wurde denn auch für eine feine

diplomatische Nase hochgepriesen, und als sich dann die Wahrheit herausstellte, tat das seinem Ruhme gar keinen Abbruch, denn die Kerls meinten, die paar Ruhetage seien ebenogut wie ein Waffenstillstand, und man könne schon zufrieden sein.

Es waren auch wirklich schöne Ruhetage, die wir da genossen. Das Wetter war endlich einmal günstig — leichter Frost hatte eingesezt und sogar Schneefall, so daß man denken konnte, man sei nicht in dem schmutzigen, regnerischen Belgien, sondern zu Hause irgendwo in der Winterfrische. Und Mann und Roß erfreute sich des *Otium cum dignitate*.

Abends traf sich alles beim Abteilungsstabe und versammelte sich um den runden Tisch im Quartier des Kommandeurs, und dann wurde ein bißchen gekannegießert, die Post nachgesehen und aus den Sendungen von zu Hause den anderen etwas abgegeben. Einmal gab es sogar Dortmunder Bier in Flaschen, aber es war sehr wenig und wurde ganz genau für jeden einzelnen abgemessen. Ich glaube, für Kopf und Nase kamen gerade zwei Weingläser voll heraus!





## Ins Lazarett – Die Lehninschen Windbeutel und Abschied

Leider konnte ich von dieser hübschen Zeit nur die ersten beiden Tage miterleben. Mein Bein wollte nicht mehr mitmachen. An dem schlechtgeheilten Bruche hatten sich infolge von Überanstrengung beim Reiten Schwellungen gebildet, die es mir unmöglich machten, länger auf dem Pferde zu sitzen. Und so wurde ich, so sehr ich mich dagegen sträubte, auf Befehl des vorsorglichen Abteilungskommandeurs ins Lazarett abgeschoben. Unser Stabsarzt brachte mich höchstselbst in seinem kleinen, zweirädrigen Wagen nach C . . . t, wo zufällig einer unserer berühmtesten Ärzte, Geheimrat Koerte, als beratender Chirurg sein Quartier hatte, und ich hatte das Glück, von ihm selbst untersucht zu werden.

So freundlich er uns aufnahm, so war doch sein Bescheid für mich geradezu niederschlagend. Er erklärte nämlich, das Bein müsse operiert werden, und ich sollte nach Hause! Da habe ich mich aufs Bitten gelegt, ob es denn nicht irgendwie anders zu machen sei, bis er schließlich meinte, man könne es ja einmal mit heißen Packungen und Ruhe versuchen, aber ich mußte dann wenigstens auf einige Zeit ins Lazarett nach Th . . . t. Nun, das war wenigstens eine Galgenfrist, und wenn er auch sagte, daß es wenig helfen, und daß die Entzündung sehr bald wiederkommen würde, so hatte ich doch die Gewißheit, noch einmal zur Truppe zurückzukommen. Von meiner

Kolonne konnte ich gerade jetzt gut abkommen, denn tags zuvor war ein neuer Offizier frisch von der Heimat herausgekommen, an den ich die Führung abgegeben hatte. Meine Kolonnenkutscher hatten wie wirkliche, stramme Soldaten ausgesehen, als ich sie in Paradeaufstellung, die Meldereiter auf dem rechten Flügel, dem neuen Chef vorstellte, und man fühlte es, daß zwischen den ehemaligen Kriegsfreiwilligen von einst und den frischen Burschen im regendurchwaschenen, feldgrauen Rocke von heute ein himmelweiter Unterschied lag. Das hatten die paar Kriegswochen fertig gebracht. Und zwischen ihnen und mir hatten sie ein Band der Kameradschaft gewoben, das fest und gut war und das auch durch gelegentliche Anpiffe nicht mehr zerrissen werden konnte.

Ottchen Krüger fuhr mich am Nachmittage nach Th. ins Lazarett. Wir waren beide wie zwei Buschleute, die zum ersten Male in eine große Europäerstadt kommen, als wir den vom Kriege fast gar nicht berührten Flecken sahen. Was gab es da alles! Häuser mit gänzlich unzerstörten Dächern und ganzen Fensterscheiben, Zivilbevölkerung — Männer, Frauen und Kinder, und Läden, in denen es wirklich etwas zu kaufen gab! Daß so etwas überhaupt noch auf der Welt existierte, hatten wir kaum noch für möglich gehalten! Aber für mich nahmen die Überraschungen damit noch kein Ende. Denn als ich mich von meinem Getreuen verabschiedet hatte und im Lazarett aufgenommen war, bekam ich ein Zimmer mit einem richtigen Bette, in dem weißes Bettzeug lag, und Wunder über Wunder:



sogar ein warmes Wannenbad wurde mir angeboten! Bier, Bett und Bad — die drei „weichen B“ waren in unserer Unterhaltung eigentlich streng verpönte Worte, weil sie bei uns immer unerfüllbare Wünsche und schmerzliche Sehnsucht unnötigerweise wachriefen, und nun sollte ich zwei dieser Dinge in Wirklichkeit bekommen, und das dritte war vielleicht auch nicht weit. Um es gleich vorauszusagen: sogar Bier habe ich im Lazarett von den freundlichen belligischen Nonnen bekommen, aber es war nur das belligische Lamberger Bier, das, wie unser Adjutant meinte, einen Geschmack hat, wie „Knüppel auf den Kopf“, und der war doch als Feinschmecker ein sachverständiger Beurteiler.

Ich muß gestehen, daß alle die Kulturwohltaten, die man mir da im Lazarett am ersten Abend angezeihen ließ, auf mich einen überwältigenden und — etwas beängstigenden Eindruck machten. Zunächst das Bad! Seit wir im Felde waren, hatte ich die Reithosen einmal ausgezogen, weil ich zu sehr durchgereget war und sie trocknen sollten. Sonst mußten sie das immer am Leibe tun, weil man nie wußte, ob man nicht im nächsten Augenblick aufs Pferd steigen mußte! Nun sah man sich zum ersten Male wieder, wie einen der liebe Gott geschaffen hat; und ich mußte dabei lebhaft an Onkel Stüwe denken. Was würde der wohl zu einer solchen Haupt- und Staatsaktion gesagt haben?

Und dann hinterher mit reiner Leibwäsche ins Bett! Puh, wie habe ich da gefroren, trotzdem ich drei dicke, wollene Decken hatte! Man war eben

nichts mehr von dem gewöhnt, was man früher als etwas Selbstverständliches genossen hatte.

Ich bekam einen sehr lieben Zimmerkameraden in dem katholischen Divisionspfarrer unserer Schwesterdivision, dem in Dymuiden beide Beine von einer Granate zerschmettert worden waren. Ich hatte schon vorher vom Dr. v. Bl. gehört, von seinem kaltblütigen Mut und seiner aufopfernden Tätigkeit, und nun lernte ich ihn hier kennen, und sah, mit welcher Energie er die furchtbaren Schmerzen ertrug, die er aushalten mußte. Sein einziger Wunsch war, daß er möglichst bald an die Front zurückkönnte, und es war ihm ein großer Trost, wenn ich ihm erzählte, daß mein gebrochener Oberschenkel ja auch wieder so geheilt war, daß ich felddienstfähig wurde.

Ein einziges Mal verlor er in den fünf Tagen, die wir zusammenhausten, die Geduld, und das war, als ihn die gutmütige belgische Oberschwester in ihrer allzugroßen Fürsorge für unser leibliches Wohl im Schlaf aufstörte. Sie trat an sein Bett heran und fragte:

„Monsieur l'aumônier! Monsieur l'aumônier! Est ce que vous voulez quelque viande? Ou un bot-trem? (Butterbrot!) Ou quelque autre chose — comme ça?“

Da fuhr er ingrimmig aus seinem eben glücklich begonnenen Schlafe auf — es war eigentlich das erste Mal, daß er von selbst eingeschlafen war — und rief nun mit bitterer Betonung:

„Comme ça!“ Dieses Comme ça war nämlich das dritte Wort, das die gute „Matka“, wie wir sie nannten, anwandte, und wir freuten uns schon immer



wenn es kam, aber diesmal prallte sie ganz erschrocken zurück, und ich alberner Kerl mußte so furchtbar lachen wie ein dummer, ungezogener Junge, daß sie tiefgekränkt abzog. Zur Strafe ließ sie sich den ganzen Abend nicht mehr blicken und schickte uns eine der jüngeren, lustigen Nonnen, die mit ihrem vergnügten Plaudern in ihrem vlämischen Kauderwelsch eigentlich gar keine Strafe für uns beide war.

Ich hatte noch die Freude, meinem Pfarrer sein Eisernes Kreuz, das er so wohl verdient hatte, von der Post, wohin es ihm von seinem Divisionskommandeur geschickt worden war, abholen zu können, und dann hieß es Abschied nehmen. Es ging nämlich das Gerücht, daß unser Korps verladen werden sollte, um wo anders angelegt zu werden, und da war für mich natürlich kein Bleiben mehr im Lazarett. Der freundliche Chefarzt gab meinen Bitten Gehör und entließ mich achselzuckend. Er meinte, etwas besser sei mein Bein ja geworden und es würde wohl wieder für eine Weile gehen, also könnte ich es ja versuchen. So zog ich denn zum Bahnhofe, in der steten Angst, zu spät zu kommen und dann irgendwo allein zurückbleiben zu müssen, als „beiläufig Versprengter“, wie unsere österreichischen Bundesgenossen sagen. Auf dem Bahnhofe erfuhr ich, daß irgendwo irgendeine Division verladen würde; welche, konnte ich nicht feststellen, und meine Angst wuchs. Der nächste Zug, den ich benutzen konnte, sollte vielleicht in zwei Stunden gehen, vielleicht auch erst später — kurz es war eine trübe Sache. Aber man darf, besonders als Soldat, den Mut nicht verlieren, und Glück muß man auch

haben. Und Glück hatte ich auch, denn ich fand in dem Bahnhofskommandanten einen netten, älteren bairischen Landwehroberleutnant, eine mitfühlende, hilfreiche Seele. Er ließ zunächst einmal telephonisch feststellen, daß es nicht meine Division sei, die verladen wurde, und sagte mir dann, ich solle ins Hotel de l'Europe, gleich gegenüber vom Bahnhofe gehen; da hätten die Offiziere und Offizierstellvertreter einer schweren Artillerie-Munitionskolonne ihr Kasino, und da würde ich, bis der Zug ginge, gut aufgenommen werden. Er käme auch zum Essen hin, und da er auch mit dem Zuge führe, so wäre für mich keine Gefahr, daß ich ihn verpaßte.

Das war natürlich ein schöner Trost, und ich ließ mir ihn nicht zweimal sagen, sondern ging stracks auf das Hotel de l'Europe, so hieß es, glaube ich, zu. In einem großen, ganz schön eingerichteten Zimmer fand ich denn auch meine „Kollegen von der schweren Fakultät“, die mich sehr liebevoll aufnahmen. Sie führten ein recht behagliches Leben, und man sah es auch ihrer Kleidung, neben der ich wie ein Strolch ausfah, an, daß ihre Tätigkeit beim Munitionserfab zwar mindestens ebenso nützlich und notwendig, aber doch reichlich bequemer als die unsere war. Nach dem vorzüglichen Diner gab es Kaffee und — ein freudiger Schreck durchzuckte mich — regelrechte, duftende frische Windbeutel!

Wenn ich die unserem Adjutanten mitbringen konnte, dann mußte doch eigentlich unsere Lehninsche Prophezeiung in Erfüllung gehen. Mit ängstlichen Blicken überwachte ich die große Schüssel, auf der das



leckere Gebäck herumging. Drei blieben nach der ersten Runde übrig, — aber wie nun, wenn einer meiner Wirte zum zweiten Male zugriff? Sollte daran das Ende des ganzen Feldzuges scheitern — oder wenigstens die hübsche Überraschung, die ich aus dem Lazarett mitbringen wollte? Schließlich faßte ich mir ein Herz und erzählte, was es mit der Windbeutelei für eine Bewandnis hätte. Natürlich wurden sie daraufhin sofort aus dem Verkehr gezogen, und ich bekam sie säuberlich eingepackt mit, als ich mich mit dem Bahnhofskommandanten verabschiedete, um loszufahren. Leider haben auch sie nichts genutzt, trotzdem sie von unserm Adjutanten mit gutem Appetit verzehrt wurden. Er meinte allerdings, sie entsprächen nicht der Prophezeiung, weil sie — ohne Schlagfahne seien, deshalb müsse der Krieg weitergehen.

Der Zug, den wir bis Staden benutzten, war ein Militärtransport, der jungen Ersatz aus der Heimat für eins unserer Infanterieregimenter brachte. Zum größten Teile Badener und Württemberger, die alle sehr vergnügt waren und darauf brannten, an die Front zu kommen. Kurz vor Staden, unserer Endstation — die Fahrt ging ziemlich schnell vonstatten — sahen wir einen feindlichen Flieger, der von schwerer Artillerie verfolgt wurde. Die jungen Kerls wußten erst gar nicht, was die runden Wölkchen bedeuteten, die rings um die Flugmaschine in der Luft auftauchten, und als ich ihnen erklärte, das seien Schrapnells, kannte ihre Kriegsbegeisterung gar keine Grenzen mehr. Am liebsten hätten sie aus dem Zuge heraus mitgeschossen, trotzdem der Flieger

mindestens 4000 Meter entfernt war und in raschem Fluge auskragte. Alles, was sie sahen, war ihnen neu und interessant, selbst die zerschossenen Häuser. Man konnte sie ordentlich um ihre frische Art, mit der sie all die fremden Eindrücke aufnahmen, beneiden.

In Staden, auf dem mir schon von früher her wohlbekannten Bahnhose, stellte ich meinen Koffer beim dortigen Munitionsoffizier ein, mit dem ich verschiedentlich „geschäftlich“ zu tun hatte, und machte mich dann wohlgenut, das heißt ziemlich verdrossen, weil ich zu Fuße laufen mußte, auf den Weg, um das etwa eine halbe Stunde von Staden entfernte Dorf aufzusuchen, wo ich die Abteilung zurückgelassen hatte. Nach ein paar Schritten traf ich einen Unteroffizier meines Regiments. Der war zwar nicht von unserer Haubitzenabteilung, sondern von einer der beiden Kanonenabteilungen, mit denen wir sehr wenig zu tun hatten, aber es freute einen doch. Ich fragte, was es Neues gäbe, und wäre beinahe vor Schreck in die Erde gesunken, als er mir sagte, das Regiment wäre schon gestern mittag aus den Ruhequartieren wieder herausgezogen. Unsere Abteilung stände irgendwo wieder bei Birchote. Lieber Gott! Bis Birchote waren es gute 35 Kilometer, und jetzt war es schon Abend; das war ja eine nette Aussicht.

Zuerst war ich recht niedergeschlagen, aber dann kam mir ein Gedanke. Uns fehlten bei der Kolonne mehrere Gespanne, und vielleicht waren beim Abmarsche Wagen stehen gelassen, die erst nachgeholt werden mußten. Also — so schnell als möglich nach



dem alten Ruhequartier! Dort würde ich jedenfalls noch einen Anschluß finden.

Ich hatte obendrein noch Glück, indem ich einen Sanitätswagen unterwegs aufgriff, der in die Gegend fuhr und mich mitnahm. Die Sanitäter hatten ein paar an sich ganz gute belgische Pferde vorgespannt, die aber die üble belgische Anspannung und Fahrerei gewöhnt waren und nicht recht an der Deichsel laufen wollten. Man mußte jeden Augenblick gewärtig sein, daß sie uns bei dem schmalen Feldwege, auf dem wir fuhren, in den Graben werfen würden. Aber es lief alles glücklich ab, und ich gelangte wohlbehalten nach dem Hofe, wo unsere Abteilung lag.

Es war schon Nacht geworden, und im ungewissen Mondscheine erkannte ich auf dem Hofe die Umrisse einiger Artillerie-Bagagewagen. Gott sei dank, also die Abteilung lag überhaupt noch hier — wenigstens ihre Bagage war noch da! Freudig patschte ich durch den dicken Schmutz in den Hof hinein und geriet — unter lauter fremde Leute! Artilleristen waren es zwar, aber keine von uns, die ich da traf. Es war ein Halbbataillon Fußartillerie, das hier jetzt hauste! Von unserer Abteilung behaupteten sie nichts zu wissen. Sie seien heute morgen erst hergekommen und hätten den Hof leer gefunden! O weh nun stand ich da wie Hannchen auf dem Balle. Aber es mußte alles versucht werden — vielleicht war in dem kleinen Dorfe nebenan, wo die Kolonne gelegen hatte, doch noch irgend etwas zurückgeblieben. Aber ich sah schon von weitem, daß auch diese Hoff-

nung wohl vergeblich war, denn das Dörfchen lag wie tot und ausgestorben da.

Ich ging mürrisch die Dorfstraße hinein, immer noch mit der schwachen Hoffnung, doch noch jemanden zu finden, als ich plötzlich einen mir wohlbekannten Klang hörte. Da vor mir rohrte ein Pferd in einer ganz eigentümlichen Weise, — das mußte doch der Schimmel unseres krankheitshalber nach Hause gegangenen Oberveterinärs sein, den jetzt mein braver Unteroffizier Dietrich ritt! Und richtig — da vorne im Dunkeln schimmerte etwas Weißes.

Ich schrie aus Leibeskräften: „Dietrich! Dietrich!“ Das Weiße blieb stehen, wandte um und kam dann pustend und schnaubend auf mich zu — und richtig, es war mein guter Dietrich, der darauf saß!

Das war eine Begrüßung, als wenn sich zwei alte Freunde mitten in der Wüste ganz unerwartet treffen. Und es war auch wirklich der reine Zufall, daß ich ihn hier traf.

Die Kolonne war schon gestern früh mit der Abtheilung abgerückt und lag wieder einmal auf der alten, guten Stelle bei Bixhote. Dietrich war mit dem kleinen Fleischer Liebig zurückgeritten, um Vieh zu requirieren, weil da vorne schon alles aufgezehrt war. Ei, meine Freude war da nicht gering, endlich war der Anschluß gefunden. Es wurde nun beschlossen, daß die beiden erst rasch dahin reiten sollten, wo sie das Vieh wußten. Der Fleischer sollte dann da bleiben, damit es uns nicht in der Nacht abhanden käme. — Dietrichs Bruder, ein gemütlicher Fußartillerist, der in der Nähe lag, wollte dem kleinen



Gefreiten Gesellschaft leisten, Dietrich und ich wollten noch in der Nacht zur Kolonne reiten.

Während die beiden ihre Geschäfte erledigten, ging ich zu den jetzigen Inhabern unseres Abteilungs-hofes. An dem runden Tische, an dem wir so vergnügt gegessen hatten, thronte jetzt die würdige schwere Bombe, die aber sehr gastfrei und vergnügt war. Die Herren hatten gerade die Deforierung mehrerer Mitglieder ihres Stabes mit dem Eisernen Kreuze gefeiert, und ich konnte noch an den Ausklängen dieses Festes teilnehmen.

Lange dauerte es übrigens nicht, dann kam Dietrich und meldete, daß die Pferde bereit wären. Es war keine reine Freude, den fortwährend röhrenden und hustenden Veterinärschimmel zu reiten, den Dietrich mir gegeben hatte, weil der Fleischerschimmel zu leicht für mich war, aber ich war doch froh, daß ich überhaupt vorwärtskam. Und endlich waren wir auch am Ziele!

Unser Kolonnenstab war in dem kleinen, kümmerlichen Häuschen untergebracht, von dem ich ganz am Eingang dieser Erinnerungsblätter erzählte. Ich sah vom Hofe aus durchs Fenster den neuen Kolonnenführer Oberleutnant K. und den dicken Qu. am Tische sitzen und Briefe schreiben und bedeutete Dietrich und die Kanoniere, die uns die Pferde abnahmen, daß sie mich nicht verraten sollten. Wir mußten um das ganze Haus herumgehen und hinten, bei der Küche, durch ein zur Türe künstlich erweitertes Fenster hineinkriechen. Aber da war es mit der Überraschung vorbei, denn unsere Meldereiter machten

ein solches Hallo, als ich plötzlich mitten unter ihnen stand, daß die beiden Brieffschreiber ganz erschrocken aufsprangen und in die Küche kamen.

Es war mir, als wenn ich von einer langen Reise wieder in den Kreis meiner Familie zurückgekehrt wäre, und doch waren es in Wirklichkeit nur ein paar Tage, die ich fortgewesen war.

An dem Abend sind wir erst sehr spät zu Bett gekommen; es gab soviel zu fragen und zu erzählen, daß man gar kein Ende finden konnte. Die Abtheilung lag tatsächlich fast wieder an derselben Stelle, wo wir in der ersten Zeit hier in der Gegend gelegen hatten. Nur das Abtheilungsstabquartier war in einen recht hübschen Hof gelegt, der aber wie üblich unter heftigem Feuer lag. Übrigens bekamen wir in unserm Quartier auch gerade genug Feuer, aber, da es immer säuberlich ringsherum gelegt wurde und nie hineintraf, so bekümmerte das niemanden besonders.

In dem Hofe lagen außer uns, d. h. außer dem Kolonnenstabe und einem Teile der ersten Sektion noch zwei Infanteristen, die hier schon seit längerer Zeit ein beschauliches Dasein führten. Sie erklärten, der Hof sei, nachdem er einmal tüchtig niedergebrannt wäre, gegen weitere Beschießung gefeit, sie müßten das als alteingesessene Bewohner wissen. Die beiden waren ein merkwürdiges Paar. Es waren der Haus- und der Pferdeburche des Obersten Fhrn. v. Sch., der, schon in den ersten Gefechten schwer verwundet, in der Heimat langsam seiner Genesung entgegen sah. Seitdem hatten die zwei hier



mit den beiden Pferden ihres Herrn Quartier bezogen und führten eine recht beschauliche Art von Krieg. Sie lebten beinahe wie ein altes Ehepaar zusammen. Der Pferdeburſche war der Hausherr. Er ritt ſeine Pferde täglich ſpazieren, beſorgte die „Einkäufe“ und ging auf Jagd, d. h. er ſtöberte überall in der Gegend herum, ob er nicht irgendwo ein vergeſſenes Huhn auftreiben könnte. Und er hatte meiſtens Glück damit, für die Küche des Haushaltes war faſt immer geſorgt. Der Hausburſche, die Hausfrau, betraute den inneren Dienſt. Er ging höchſtens einmal auf den Hof, um nach dem Wetter zu ſehen, ſonſt hockte er meiſtens am Herde und briet und ſchmorgelte irgend ein ſchmachhaftes Gericht in ſeinen Töpfen. Die Ehe war wirklich muſterhaft, und die beiden vertrugen ſich glänzend. Jeden Abend ſpielten ſie miteinander Karten, und dabei allerdings gerieten ſie ſich in die Haare, ſingen an ſich fürchterlich zu zanken, um ſich zulezt wieder zu vertragen. Dann gingen ſie ſelbſt in ihren Verſchlag neben den Pferden ihres Herren. Ab und zu erſchien eine Feldküche ihres Regiments auf dem Hofe und brachte ihnen ihre Poſt und die Haſerationen für die Pferde und was ſie ſonſt noch brauchten. Das war die einzige Verbindung, die ſie mit der Außenwelt unterhielten. Sie ſollen zuerſt nicht gerade erbaut davon geweſen ſein, als ſie uns als Mitbewohner bekamen. Das laute, lebhaftes Treiben unſerer Leute, das fortwährende Kommen und Gehen ſtürte ſie entſchieden in ihrer Gemüthlichkeit. Aber als weltkluge Leute fanden ſie ſich ſchließ-

lich in das Unvermeidliche und befreundeten sich sehr mit den Unseren. Besonders Stüwe gehörte zu ihren Lieblingen und durfte sie sogar in seiner gutmütig spöttischen Art hänseln und necken, und wir hörten oft durch die dünnen Wände das laute Gelächter, mit dem die ganze Korona seine Späße begleitete.

Als wir nach vierzehn Tagen in Armeereserve gezogen wurden, um eine verdiente Ruhepause zu genießen, verabschiedeten sich die beiden in geradezu rührender Weise von uns. Am liebsten wären sie ganz mit uns mitgezogen, so lieb ihnen auch „ihr Hof“ geworden war. Ich traf den Pferdeburischen einige Wochen später wieder, als ich zum zweiten Male im Lazarett war und nach einer schmerzhaften Operation zum ersten Male wieder an zwei Stöcken durch das kleine Städtchen Ardoye humpelte; da wäre mir der Brave beinahe um den Hals gefallen, so freute er sich, einen von seinen alten Freunden wiederzusehen. Ich glaube aber, seine Rührung war mehr auf das Konto der Erinnerung an „seinen Hof,“ als auf mein eigenes zu schreiben.

Für mich persönlich knüpft sich an diesen Hof auch eine schöne Erinnerung. Wir saßen eines Abends in unserer kalten Pracht um den wackeligen Tisch und suchten unsere frierenden Leiber wenigstens von innen durch Grog aufzuwärmen, als der Gefreite Ebert, der früher bei uns und jetzt beim Regiment Meldereiter war, mit irgend einem Befehl vom Regiment kam. In seinem Zivilberufe war er Doktor beider Rechte und Referendar, hatte sich aber vom Kriegsfreiwilligen zu einem der straffsten und tüch-



tigsten Soldaten emporgearbeitet, den man sich vorstellen konnte. Stüwe und Werdermann, die mit ihm von der Universität her befreundet waren, mischten ihm schon draußen in der Küche einen Steigbügeltrunk, aber zuerst mußte er sich einmal bei uns hinsetzen, um bei einem Glase Grog zu erzählen, was es Neues beim Regiment gäbe.

Er zog sonst meistens ein sehr ernstes und „gramdurchfurchtes“ Gesicht, wie sein Freund Stüwe sagte, der es ihm nicht vergessen konnte, daß er sich aus eitler Ruhmsucht freiwillig als Meldereiter zum Regiment gemeldet hatte, aber heute schmunzelte er freundlich, sah mich nachdenklich an und sagte dann in seiner ruhigen, verbindlichen Weise: „Ich möchte Herrn Wachtmeister zum Eisernen Kreuz gratulieren.“

„Aee, mein Sohn, so weit sind wir noch nicht!“

„Verzeihen Herr Wachtmeister, daß ich widerspreche. Aber ich habe das Kreuz selber auf dem Regimentsbüro gesehen. Herr Wachtmeister werden's morgen bekommen.“ —

Ich habe die Nacht schlecht geschlafen. Es gab doch soviel zu überlegen. Immer und immer stieg die Frage auf: „Hast du's auch verdient? Haben's nicht andere ebenso oder noch mehr verdient als du?“ Und der Gedanke, daß ich eigentlich ein Krüppel war, der nicht einmal mehr richtigen Dienst tat — seit ein paar Tagen war ich vom Stabsarzte wegen meines Beines, das, wie der Geheimrat Koerte vorausgesagt hatte, wieder völlig versagte, feld- und garnisondienstunfähig geschrieben worden und hielt mich eigentlich

nur noch als Schlachtenbummler bei der Kolonne auf, von der ich mich nicht recht trennen konnte, — dieser Gedanke war besonders quälend. Aber als mir der Oberleutnant R. am nächsten Tage wirklich das Kreuz mitbrachte und mir ins Knopfloch band, und als die guten Kerle von der Kolonne mich so neidlos dazu beglückwünschten, da empfand ich doch eine stolze Freude, und ich konnte ihnen mit gutem Gewissen sagen: „Kinder, ich trage es für euch alle, denn ihr habt mir dazu geholfen, es zu verdienen, darum danke ich euch auch dafür!“

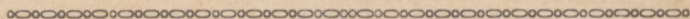
---

Und dann hieß es bald Abschied nehmen. In unserm Ruhequartier hatten wir uns recht behaglich eingerichtet. Wir lagen in einem sauberen Hause, wo es sogar für jeden von uns ein regelrechtes Bett gab und wo sich unsere Kanoniere es auch einmal nach Herzenslust bequem machen konnten. Aber damit die Bäume nicht in den Himmel wüchsen, wurde vom Korpskommandeur regelrechter Garnisondienst angeordnet und sogar eine Paradebesichtigung in Aussicht gestellt. Ich habe diese Parade noch von weitem mit angesehen, und muß gestehen, daß ich dabei an das Wort Friedrichs des Großen: „Meine Kerls sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen,“ erinnert wurde.

Eine wirkliche Paradetruppe zu sehen, hatte die Erzellenz wohl auch nicht erwartet, und wenn sie sich auch darüber wunderte, daß einige unserer Fahrer statt der Reitstiefel Gamaschen und ähnliche Aus Hilfsmittel trugen, so war sie doch im allgemeinen



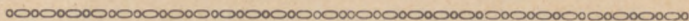
gewiß befriedigt, denn sie tabelte nur, daß ein Fahrer im Stillgessen die Zügelfaust nicht richtig hielt. Bei einer jungen Truppe, die ganz neu aus Kriegsfreiwilligen zusammengesetzt war und die fast zwei Monate lang bei schlechtem Wetter im Feuer gestanden und sich famos geschlagen hatte, war dieser geringe Tadel eher ein Lob und eine Anerkennung. Und unsere Grasteufel faßten das auch so auf; jedenfalls hielt mir Ottchen Krüger, als er mich — zum letzten Male — am Nachmittag dieser ereignisvollen Besichtigung ins Lazarett fuhr, einen Vortrag darüber, daß aus unserer Kolonne doch seit unserem Ausrücken eine sehr achtbare Truppe geworden sei. Und ich konnte ihm mit gutem Gewissen aus vollem Herzen recht geben.



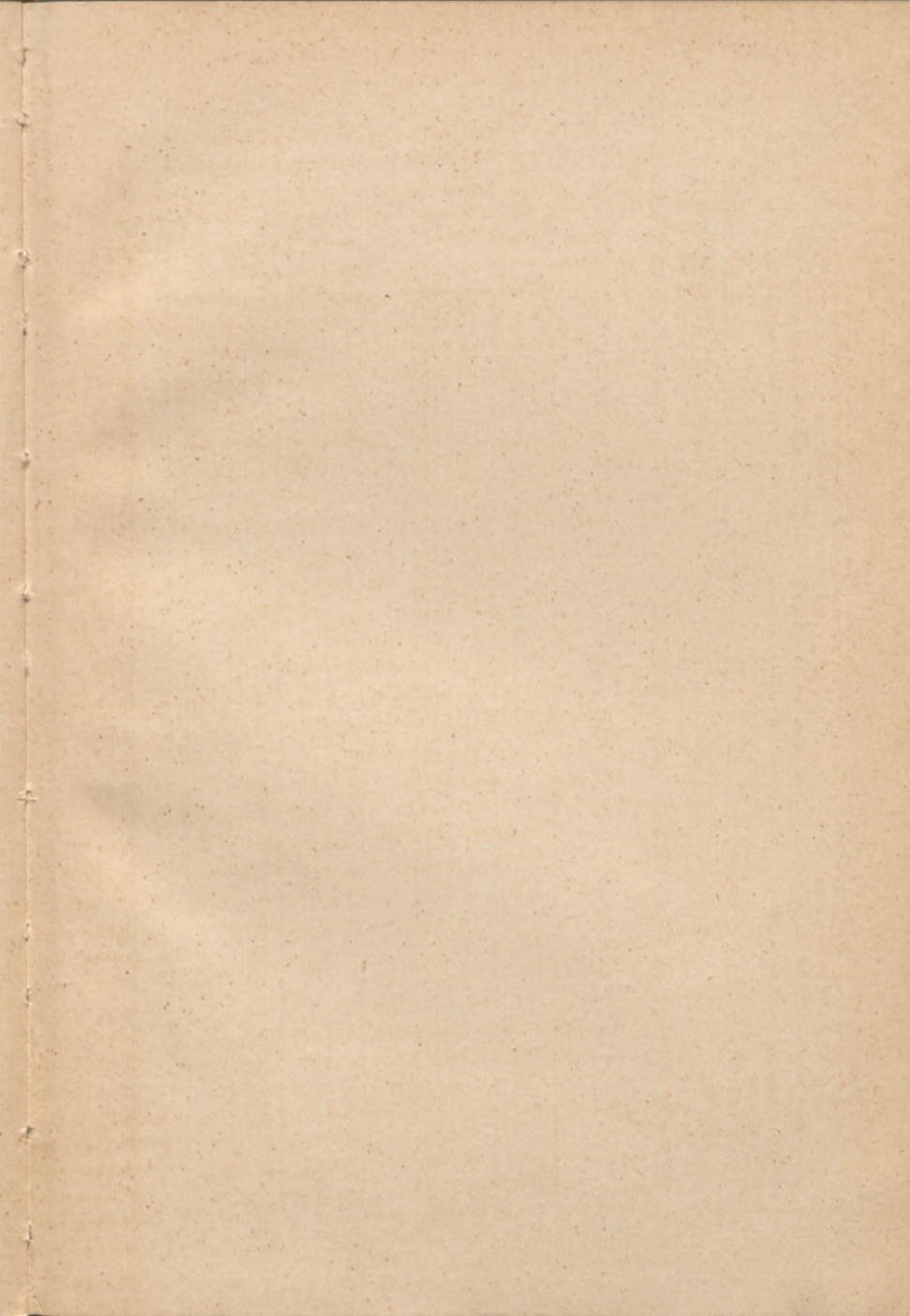
---

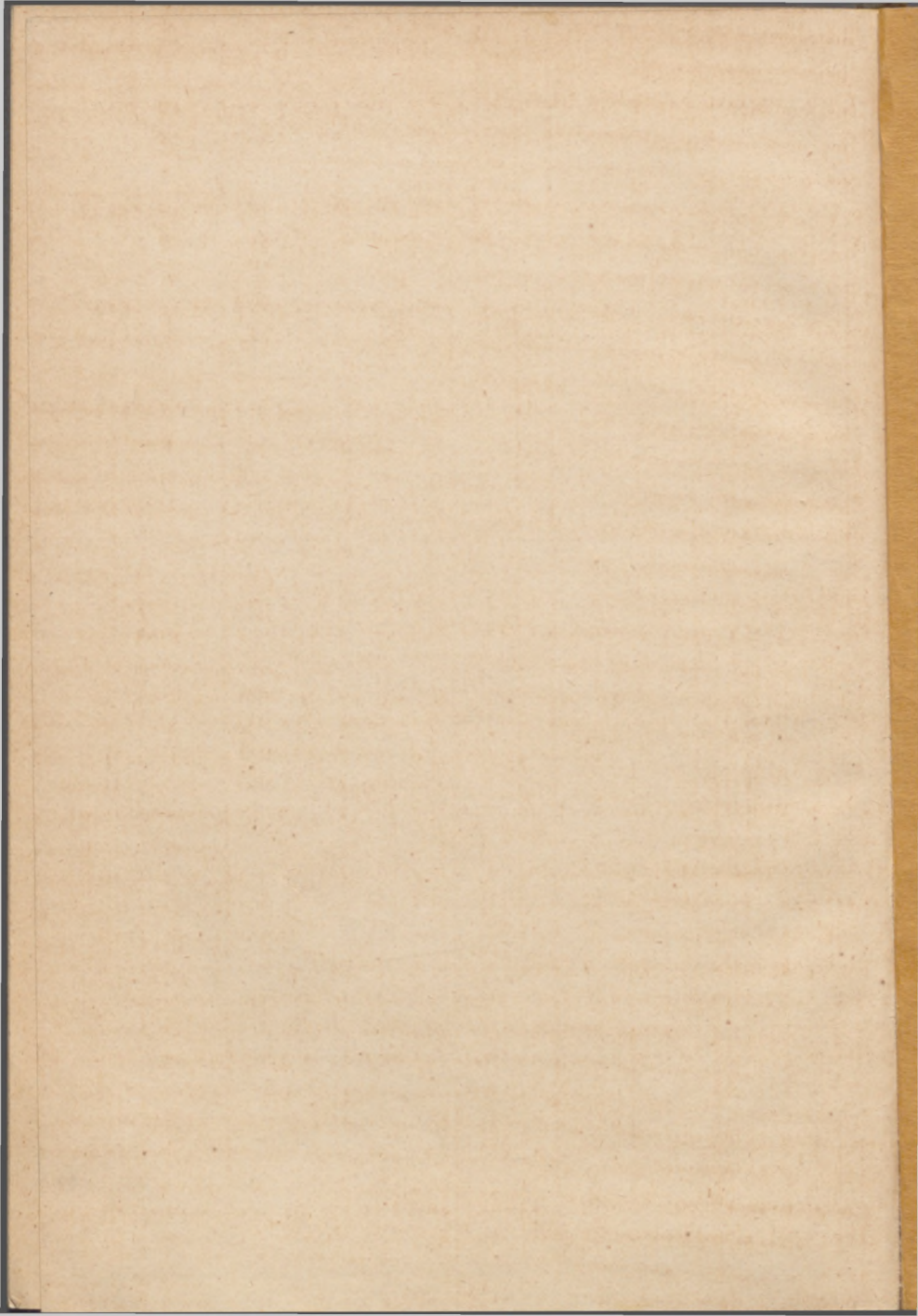
## Inhaltsübersicht

	Seite
Hinaus ins Feld! — „Kolonnentutscher!“ . . . . .	1
Um Bizchote — Die Kugel ist eine Närrin . . . . .	15
Unser Stabsquartier — Herr Baldauf und seine Kameraden . . . . .	28
Das erste Gefecht . . . . .	42
Von Belgien und Bayern und Granaten . . . . .	57
Über die Yser . . . . .	68
Kriegsfreiwillige beim Haferladen . . . . .	88
Heute rot — morgen tot. . . . .	99
Die Yser-Überschwemmung . . . . .	119
Allerlei von Landwirtschaft und vom Essen und Schlafen . . . . .	131
Der Tag von Bizchote — Ruhepause . . . . .	142
Ins Lazarett — Die Lehninschen Windbeutel und Abschied . . . . .	153

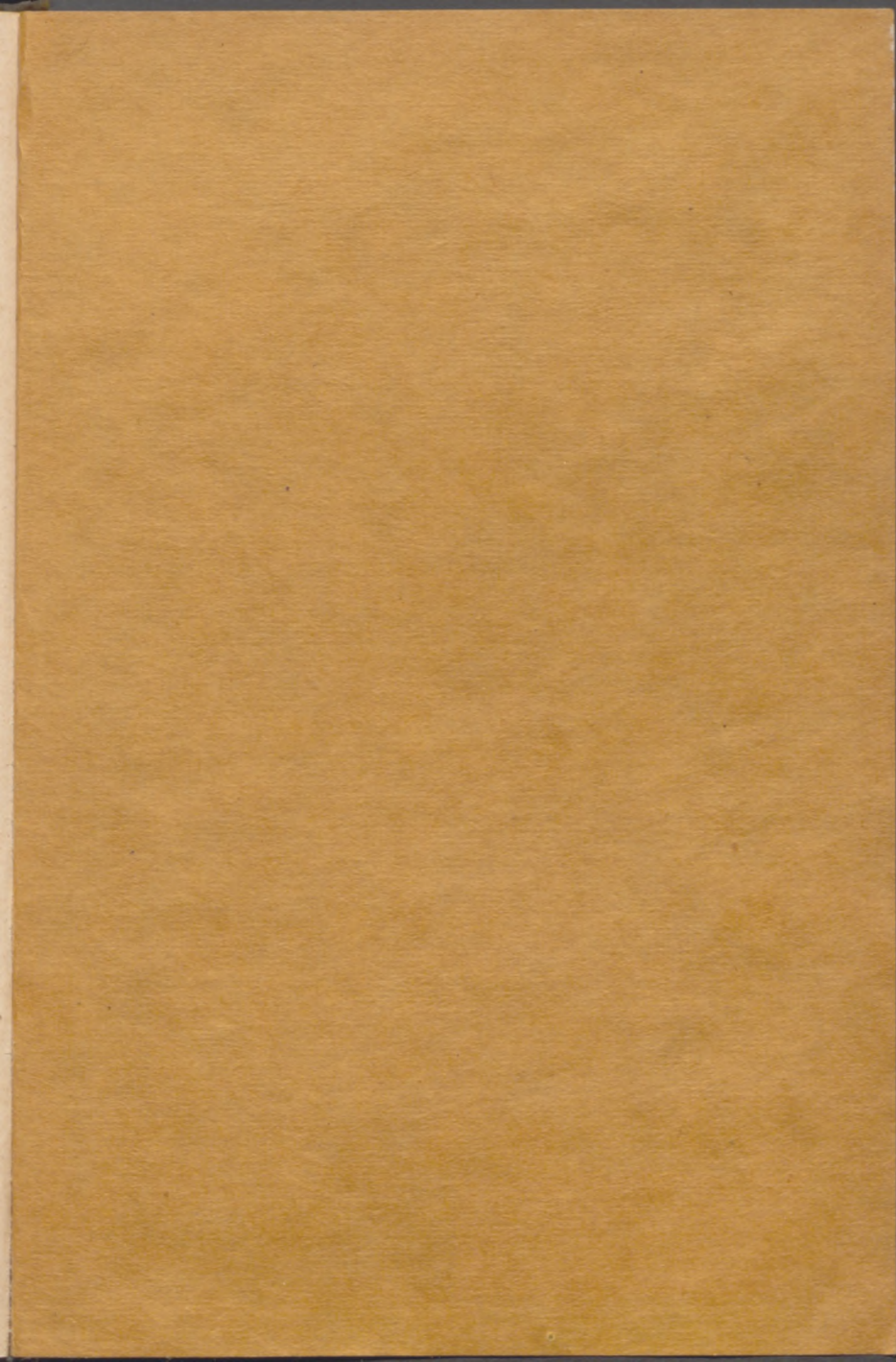










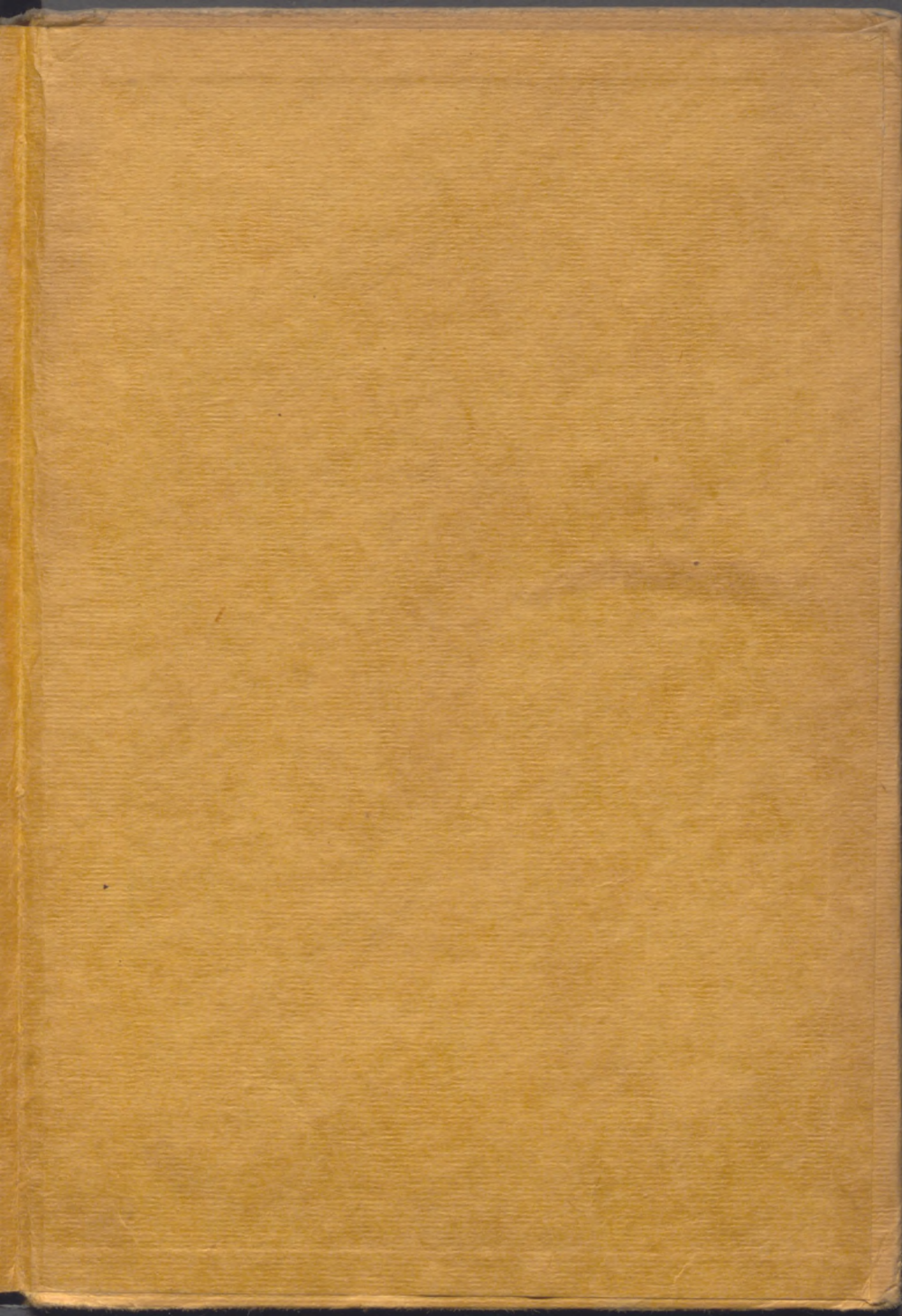


Biblioteka Główna UMK



**300052683227**





Biblioteka Główna UMK



300052683227

